ruprecht

HEIDELBERGER STUDIERENDENZEITUNG

Juli 2012 – Nr. 139 | UNABHÄNGIG ● UNBESTECHLICH ● UNEITEL | www.ruprecht.de

&

Anno 2000: Die studentischen Fachschaften haben ein Büro in der Lauerstraße, also mitten in der Altstadt vis-à-vis zum Marstallturm. Da in bester Lage lagen damals auch die Redaktionsräume des ruprecht. 2001 nimmt das Ganze dann ein vorläufiges Ende. Sie müssen die Altstadt verlassen, offiziell heißt es für vier Jährchen. Als Ausweichgebäude muss der Keller der Physik in der Albert-Überle-Straße herhalten. Immerhin in bester Wohnlage und in der Mitte zwischen Altstadt und Feld. Und gegen eine Idylle von Hochspannungskabeln und Neonlampen ist auch nichts einzuwenden. Das Gebäude ist zwar nicht barrierefrei, aber es ist ja nur eine Übergangslösung. 2005: Die Studis werden vertröstet; 2006: Die Studis werden vertröstet....2011: Die Fachschaften sind immer noch hier, sie sollen inzwischen nicht mehr in die Altstad zurück, dafür aber irgendwann ein schickes Büro im Campus Bergheim erhalten. Angeboten wird in der Altstadt aber immerhin ein Türmchen, in dem acht Leutchen arbeiten könnten. Das Interesse der Studis hält sich in Grenzen. Inzwischen scheint auch das Mindesthaltbarkeitsdatum des Büros abgelaufen. Die Treppe bröckelt im Büro alle Jahre ein bisschen mehr. Die Jahreskarte fürs Schwimmbad kann man sich auch sparen, Wasserlachen an den Decken und Schimmel an den Wänden wechseln sich ab mit Rohrbrüchen, die das ganze Büro unter Wasser setzen. Wenigstens brachte das einmal neue Computer. Halb so wild: Schließlich gibt es ja bei der Exzellenzinitiative kein Geld für Maßnahmen, die nur engagierten Studierenden nützen. ***(zef)***

Foto: pfi,szi

Weiterhin exzellent!

Die Uni Heidelberg bleibt in der ersten Liga

15. Juni, freitagabends im Marstallhof: Bei der jährlichen Sommerparty wird ausgelassen gefeiert. Die Uni Heidelberg bekommt weiterhin zusätzliche Millionen von Land und Bund für die Forschung. Nur einige Stunden vor der Ergebnisbekanntgabe war die Stimmung jedoch noch nicht so gelöst.

Das Rektorat hat mitten im Fußballsommer zum Public-Viewing im Marstall geladen: Im Mittelpunkt stehen aber diesmal nicht Philipp Lahm und Jogi Löw, sondern die Ergebnisbekanntgabe der Exzellenzinitiative. Das Motto: „Wer kämpft, kann verlieren, wer nicht kämpft hat schon verloren“.

Auf den ersten Blick wirkt diese Anspannung unverständlich, geht es doch lediglich um zusätzliche Forschungsmittel für fünf Jahre. Da es sich jedoch auch um Fortsetzungsanträge der letzten Projekte handelt, sorgen sich einige der Anwesenden auch um ihr finanzielles Auskommen. Die Marketingabteilung hingegen dürfte bangen, ob Heidelberg auch in den nächsten Jahren offiziell „exzellent“ ist.

Ebenfalls ein Grund zur Sorge: Neben Heidelberg bewerben sich aus Baden-Württemberg mit Karlsruhe, Freiburg, Konstanz und Tübingen vier weitere Hochschulen um dieses Etikett. Zwar beteuerte Wissenschaftsministerin Theresia Bauer zuvor bei *Spiegel Online*, dass nur wissenschaftliche und nicht regionalpolitische Kriterien zählen dürfen, doch schon seit der ersten Runde 2006/2007 ist die Ballung im Ländle ein Kritikpunkt.

Nachdem sich die Beratungen des Bewilligungsausschusses circa 45 Minuten länger hinzogen als geplant, bringt eine e-mail an den Rektor endlich Gewissheit: Die Universität Heidelberg hat es geschafft. Jubel brandet auf. Der Rektor ist sichtlich erleichtert. Der Erfolg dürfte sich zudem nicht negativ auf seine Chancen zur Wiederwahl im nächsten Jahr auswirken. Mit Karlsruhe und Freiburg haben es aber zwei andere baden-württembergische Unis nicht geschafft – ob nur aus wissenschaftlichen oder auch politischen Gründen sei dahingestellt. Doch herrscht damit jetzt in Heidelberg nur noch eitel Sonnenschein? (zef)

Ein Interview hierzu mit dem Rektor und weitere Infos findet Ihr auf S.3

Inhalt

Verblendet
Während der EM waren wieder viele schwarz-rot-goldene Fahnen zu sehen. Ist Patriotismus gefährlich oder nicht? **Seite 2**

Vergoldet
Heidelberg bekommt durch die Exzellenzinitiative viel Geld. Was daran nicht so toll ist, besprachen wir mit dem Rektor selbst. **Seite 3**

Verabschiedet
Baden-Württemberg hat seit Juni wieder eine Verfasste Studierendenschaft. Doch wie soll sie in Heidelberg aussehen? Mehr auf **Seite 4**

Verstoßen
Europa betreibt oft eine repressive Flüchtlingspolitik. Nun protestieren viele Asylanten in einem „Marsch der Papierlosen“. **Seite 5**

Vertrieben
ist in den 1970ern Schauplatz einer inzwischen fast vergessenen Aktion: OB Zundel lässt viele Obdachlose dorthin bringen. **Seite 7**

Verlassen
Washington zieht die letzten US-Soldaten aus Heidelberg ab. Dadurch werden viele Flächen frei, die die Stadt nutzen will. **Seite 8**

Vergessen
Am Mississippi wurde der Blues erfunden. Inzwischen wird er auch am Neckar getanzt: Heidelberg ist sogar eine Hochburg. **Seite 11**

Verloren
Spanien steckt in der Krise, gerade die Jugendarbeitslosigkeit ist hoch. Viele Jugendliche sehen nur eine Möglichkeit: Auswandern. **Seite 15**

Zahl des Monats

Nach

35 Jahren

hat Baden-Württemberg wieder offiziell eine

Verfasste Studierendenschaft

Kaum Interesse an Gremienwahlen

Die Fachschaftskonferenz behält die Nase vorn / Jusos wieder im Senat

Die Ergebnisse der Gremienwahlen bieten auch in diesem Jahr keine größeren Überraschungen: Wieder konnte die Fachschaftskonferenz (FSK) die meisten Wähler für sich gewinnen. Mit 39,2 Prozent der Stimmen wird sie sowohl im Senat, als auch im Allgemeinen Studierendenausschuss (AStA) die stärkste Kraft bleiben.

Die Wahlbeteiligung blieb auf dem niedrigen Niveau der vergangenen Jahre. Lediglich 3 205 der rund 28 100 Studenten der Uni Heidelberg fanden den Weg zur Urne - das sind gerade einmal 12 Prozent.

Von den vier studentischen Plätzen im Senat konnte sich die FSK zwei sichern. Grüne Hochschulgruppe (GHG) und Jungsozialisten (Jusos) erlangten jeweils einen Sitz. Neben den vier studentischen Vertretern setzt sich der Senat aus 35 weiteren Mitgliedern zusammen. Darunter sind Rektoratsmitglieder, Hochschullehrer, Akademische Mitarbeiter, sowie sonstige Mitarbeiter.

Die elf Plätze im AStA verteilen sich dieses Jahr auf fünf FSKler, drei Grüne, zwei Jusos und ein Mitglied vom Ring Christlich Demokratischer Studenten (RCDS). Darunter sind neben den vier studentischen Senatoren sieben weitere studentische Mitglieder, die bei der Wahl die meisten Stimmen erhalten haben. Die Liberale Hochschulgruppe (LHG) und die Pogoanarchistischen Radikaldemokratischen Chaos Studierenden (Pogo) gingen dabei in diesem Jahr leer aus.

Zusätzlich zu Senat und AStA wurden bei der Gremienwahl auch die Fakultätsräte gewählt. An den meisten Fakultäten konnten die Studenten Vertreter aus der Fachschaft wählen.

An der Juristischen Fakultät stellte sich außerdem eine Liste des RCDS zur Wahl und konnte zwei der acht Plätze im Fakultätsrat gewinnen. An der Medizinischen Fakultät Mannheim der Universität Heidelberg stand neben den Fachschaftlern eine Freie Liste zur Wahl, blieb jedoch erfolglos. **(cjs)**

Fähnchen oder Faschismus

Geht der Nationalstolz im Sport zu weit?

Sportliche Großveranstaltungen wie die Weltmeisterschaft und die Olympischen Spiele lösen alle paar Jahre eine Welle der Euphorie nicht nur bei Sportfans aus. Ganz Deutschland fühlt sich verbunden mit der Mannschaft und stellt das auch bereitwillig mit Fähnchen und Gesängen zur Schau. Inwiefern diese Art von Stolz logisch und vertretbar ist, darüber streiten sich Andrea Leschik vom Antidiskriminierungsreferat und Martin Gerster, sportpolitischer Sprecher der SPD-Bundestagsfraktion. (pfi)

JA

Andrea Leschik

Mitglied des Antidiskriminierungsreferats

Die Frage ist weniger, ob der Nationalstolz zu weit geht, für mich geht es zuerst darum, zu verstehen, warum die großen Fußballturniere überhaupt als nationale Ereignisse verstanden werden können. Anders gesagt: Was habe ich davon, wenn Samed Superkicker (in unseren Köpfen heißt er wohl eher „Peter“ und das ist Teil des Problems) gut spielt oder ein Tor schießt? Das ist nicht selbsterklärend: Ich komme morgens ja auch nicht vom Bäcker zurück und bin stolz auf Deutschland, weil es der Großbäckerei wieder gelungen ist, außergewöhnlich runde Brötchen zu backen.

Wie also kommt es dazu, dass der Erfolg oder Nichterfolg einer meist männlichen Fußballauswahlmannschaft „uns“ alle betrifft?

Die Nation ist ein Konstrukt der beginnenden Neuzeit. Auf die Frage „Wer gehört dazu?“ gibt der Nationalismus in Deutschland die Antwort: „Diejenigen, die qua Geburt (lat: natio) schon immer hier waren.“ Im deutschen Staatsbürgerschaftsrecht wirkt diese Vorstellung noch mit der Orientierung am „jus sanguinis“, also der Idee der Abstammung, nach. Der Tatsache, dass die deutsche Gesellschaft, zum Beispiel durch Migration, heute schon längst anders konstituiert ist, wird hierbei keine Rechnung getragen. Stattdessen wird weiterhin ein nicht mehr zeitgemäßes Konzept der Nation vertreten und unter anderem durch große Sportereignisse am Leben erhalten und gepflegt.

In den letzten Jahren scheint der Nationalstolz der Menschen in Deutschland mit Großveranstaltungen wie WM und Olympia gestiegen zu sein. So war auch dieses Jahr wieder ein Meer an schwarz-rot-goldenen Fahnen an Autos und Balkonen zu sehen - und hunderte von Menschen in den Trikots der deutschen Mannschaft. Dieser zur Schau getragene Nationalstolz – ob nun oberflächlich oder nicht – ist gefährlich. Aus der nationalen Identifikation ohne besonderen Hintergrund ergibt sich ein Sammelbecken für rechtsextreme und antidemokratische Parolen, wie sie auch während dieser EM von Fans zu hören waren. Hinzu kommen extreme Ausschreitungen wie nach der Niederlage gegen Italien, als italienische Fans sogar körperlich verletzt wurden. Oft treten gerade Personen, die sich außerhalb dieser Großereignisse nicht für Sport interessieren, hier in Erscheinung und schließen sich den Massen an. Weil es auf einmal legitim ist, hinterfragen sie, warum Özil für Deutschland spielt und nicht für die Türkei und kritisieren ihn, wenn er schlecht spielt. Das Schlimmste an diesem oberflächlichen Nationalstolz ist jedoch, dass andere Probleme der am Turnier teilnehmenden Länder in den Hintergrund geraten. Das Gesamtkonstrukt des Nationalstolzes birgt bei derartigen Events immer die große Gefahr des Missbrauchs und der Vereinnahmung, da nationalkritische Stimmen zu dieser Zeit nicht gern gehört werden. Ebenso besteht die Gefahr einer Ritualisierung von Ereignissen wie dem Singen von Hassparolen bei jedem Spiel, das langfristig zu einer Normalisierung führen kann, ohne dass das hinterfragt wird.

Insgesamt frage ich mich, worauf ich als Teil eines gedachten „Wir“ stolz sein kann und meine, dass dies weniger sportliche Leistungen in national ausgerichteten Wettbewerben sein sollten, als eine gelingende Demokratie und eine wirklich gleichwertige Behandlung aller. Es wäre bedeutsamer, auf Errungenschaften eines Gemeinwesens zu blicken – und das geht auch ohne das Konstrukt der Nation.

Was die Heidelberger Studenten zu diesem Thema sagen, hört ihr auf ruprecht.de, facebook.com/ruprechtHD und über diesen Code.

NEIN

Martin Gerster

Sportpolitischer Sprecher der SPD-Bundestagfraktion

Fotos: privat

Man mag den neuen Party-Patriotismus finden wie man will – hinter jedem schwarz-rot-goldenen Blumenkettchen die Fratze des Faschismus zu vermuten, ist meiner Ansicht nach überzogen. Schlimmer noch: Es mag sogar dazu beitragen, faschistische Ideologien und ihre gesellschaftliches Gefahrenpotential zu verharmlosen.

Sicherlich: Wo immer Mannschaftsport als Gemeinschaftserlebnis zelebriert wird, wo immer Menschen „ihre“ Teams anfeuern, findet – soziologisch gesehen – eine Abgrenzung zwischen Kollektiven statt, die leider auch in die Abwertung des „Anderen“ umschlagen kann. Solche Beispiele haben wir leider auch bei dieser EM erleben müssen: So kam es zu Ausschreitungen nach dem Spiel gegen Italien. Das ist natürlich nicht zu tolerieren und solche Vorfälle müssen auch öffentlich thematisiert bzw. konsequent geahndet werden. Dennoch halte ich es für falsch, daraus einen Kollektivvorwurf gegenüber den vielen Tausenden von Fans zu konstruieren, die sich für das Spiel der deutschen Mannschaft begeistert und friedlich gefeiert haben.

Wie schon bei den Weltmeisterschaften 2006 und 2010 habe ich den Eindruck, dass es der überwiegenden Mehrheit nicht um die Abwertung von anderen Spielern oder Nationen ging, sondern um die sportlichen Leistungen eines jungen, talentierten Teams, das in seiner Vielfalt ein gutes Abbild unserer Gesellschaft ist und das mit seinen emotionalen Auftritten ein ganzes Land zeitweilig in seinen Bann geschlagen hatte. Es ging erkennbar nie darum, Deutschland über alle anderen zu stellen, sondern um ein positives Wir-Gefühl. Daran habe ich nichts auszusetzen – im Gegenteil.

Dass so etwas dann auch Trittbrettfahrer animiert und anzieht, ist klar. Ich denke da zum Beispiel an den neurechten Publizisten Dieter Stein, der in seiner Wochenzeitung „Junge Freiheit“ (JF) darüber sinniert, wie sich über den Umweg des Fußballs eine „positive Nationalerzählung“ in den Köpfen der Deutschen verankern ließe. Aber gerade weil rechtsradikale und nationalistische Stimmen versuchen, das angebliche „nationale Coming-out“ des Fußballpatriotismus für ihre Zwecke zu instrumentalisieren, werbe ich dafür, die integrativen Potentiale des Sports zu nutzen, um für eine offene, vorurteilsfreie Gesellschaft zu werben.

Nicht alle propagandistischen Querpässe von Rechtsaußen sind so subtil wie im Falle der JF. Bei der WM 2006 gab die NPD einen WM-Planer heraus, in dem unter dem Slogan „Weiß - Nicht nur eine Trikot-Farbe! Für eine echte NATIONALMannschaft“ gegen den dunkelhäutigen Nationalspieler Patrick Owomoyela gehetzt wurde. Glücklicherweise waren die bisherigen Versuche von Rechtsextremisten, die Nationalmannschaft für ihre Ideologie zu missbrauchen, durch die Bank erfolglos.

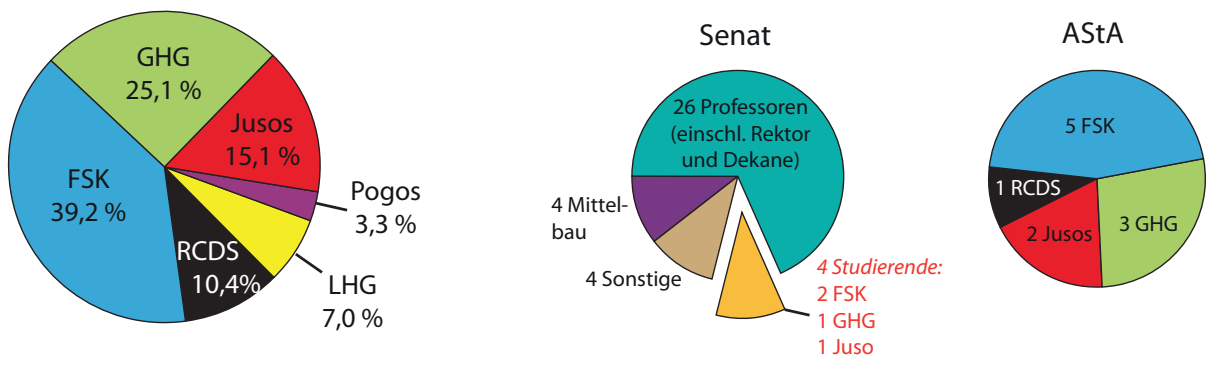
Es ist in diesem Zusammenhang gut, dass der Deutsche Fußball Bund, die Deutsche Fußball Liga und die Vereine in den letzten Jahren deutliche Schritte unternommen haben, um rassistisches, antisemitisches und nationalistisches Gedankengut von Plätzen und den Rängen zu verbannen. Vereine und Verbände können im Kampf gegen rechtsextreme Umtriebe auf ein breites Angebot von Schulungen und Informationsmaterialien zurückgreifen. Diese Entwicklungen politisch zu fördern erscheint mir Erfolg versprechender als der Versuch, auf den Fanmeilen der Republik weniger „Nationalstolz“ zu verordnen.

Demokratieverweigerung

von Kai Gräf

Fast 90 Prozent der Heidelberger Studenten haben bei den Gremienwahlen am 3. Juli keine Stimme abgegeben. Auch wenn, wie üblich, von Rektoratsseite einer höheren Wahlbeteiligung nicht eben Steine aus dem Weg geräumt wurden: Angesichts eines unübersehbaren Wahlkampfes der Kandidaten und einer ausreichenden Zahl von Wahlräumen kann es an Information und Gelegenheit zur Stimmabgabe nicht gemangelt haben. Im Jahr der Wiedereinführung der Verfassten Studierendenschaft (VS) muss man das Ergebnis des Urnengangs wohl anders deuten und sich fragen: Besteht überhaupt der Wunsch nach stärkerer studentischer Mitbestimmung? Die breite Mehrheit der Heidelberger Studenten scheint jeglicher Teilhabe gegenüber sehr gleichgültig. Man darf gespannt sein, ob die so lange herbeigesehnte VS ein träges Volk in engagierte Demokraten verwandeln kann.

Ergebnisse der Gremienwahl 2012



Wahlbeteiligung: 12,05 %

Grafik: cjs

„Auf Gedeih und Verderb“

Interview mit Rektor Eitel über die finanzielle Abhängigkeit der Universität von der Exzellenzinitiative

Foto: Universität Heidelberg

Heidelberg bleibt Exzellenzuniversität und erhält bis 2017 wohl zwischen 150 und 200 Millionen Euro von Bund und Ländern. Doch nützt das Geld sowohl Forschung als auch Lehre? Wir sprachen mit Rektor Bernhard Eitel über den Millionensegen. Fazit: Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Das Gespräch führten Ziad-Emanuel Farag und Xiaolei Mu

Herr Eitel, das Programm der Universität Heidelberg zur Exzellenzinitiative heißt „Realising the Potential of a Comprehensive University“. Was bedeutet das konkret?

Im 20. Jahrhundert haben sich die Disziplinen immer weiter ausdifferenziert. Das war verbunden mit einem enormen Fortschritt in den Wissenschaften, einhergehend mit der Ausbildung disziplinärer Expertise. Inzwischen stehen wir in der globalisierten Welt vor der zunehmenden Erkenntnis, dass die aktuellen Problemfelder zu komplex sind und nicht mehr von einer Disziplin allein angegangen werden können. Deshalb sehen wir das besondere Potential unserer Volluniversität darin, dass wir mit unserem breiten Fächerspektrum besonders gut in der Lage sind, disziplinäre Expertise über die Fächergrenzen hinweg auf die großen, globalen Fragen der Menschheit hin auszurichten und zu bündeln.

Meint Volluniversität auch einen Zusammenhang zwischen Lehre und Forschung?

Wir vertreten die Auffassung, dass Lehre und Forschung in der Universität Heidelberg zwei Seiten der gleichen Medaille sind. Lehre und Forschung oder forschungsorientierte Lehre gehören untrennbar zusammen.

Warum ist die Exzellenzinitiative in der heutigen Zeit der Hochschulfinanzierung notwendig? Es gibt ja das alte Lied, die Hochschulen seien unterfinanziert?

Das hat zwei Aspekte: Zum einen bietet die Exzellenzinitiative für bestimmte Projekte die Möglichkeiten, neben der reinen Forschung auch gezielt Strukturen zu fördern, wie zum Beispiel die Internationalisierung der Universität. Auf der anderen Seite muss man sagen: Die Grundausstattung der Universitäten geht ständig zurück. Die Landesmittel werden nur im Zuge der Tariferhöhungen für die Landesstellen angehoben. Im Grunde heißt dies jedoch, dass die Mittel, die übrig bleiben und die man für Forschung und Lehre einsetzen kann, ständig allein schon durch die Inflationsrate sinken. Wir brauchen daher die Mittel aus der Exzellenzinitiative, um die Grundausstattung für Forschungsprojekte und den laufenden Betrieb überhaupt gewährleisten zu können. Ohne Drittmittel wäre es praktisch unmöglich, die Universität auf ihrem heutigen Leistungsstand zu halten. Insofern sind wir auf Gedeih und Verderb von der Forschungsaktivität abhängig.

Kann eine solche Abhängigkeit von Mitteln aus der Exzellenzinitiative nicht zu einer Einengung führen?

So sehe ich das nicht. Wir sind abhängig vom Geld, aber wir sind nicht abhängig vom Geldgeber. Das muss man völlig trennen. Das sind ja überwiegend öffentliche Mittel und wir beantragen sie für die von unseren Wissenschaftlern entwickelten Projekte. Diese legen wir selber fest. Das müssen natürlich gute, konkrete und inhaltlich begründete Projekte sein.

Heike Schmoll von der FAZ hat kritisiert, dass gerade die Spitzenforscher in letzter Zeit ihre Energie für das Verfassen von Anträgen verwenden mussten. Sie mussten auch Projekte konzipieren, die am Reißbrett mit absehbarem Erfolg planbar seien. Eine freie Grundlagenforschung sei so nicht mehr möglich, da deren Ergebnisse eigentlich nicht vorhersehbar sind. Was sagen sie dazu?

Wahr ist: Gerade die besten und aktivsten Wissenschaftler sind natürlich durch die Exzellenzinitiative, durch das Anträge schreiben und die Begutachtungen besonders stark eingespannt und gefordert gewesen. Hier berührt Frau Schmoll einen wichtigen Punkt. Daher sagen auch jetzt die meisten Universitäten: Wir wollen uns nicht schon wieder auf den nächsten Wettbewerb vorbereiten müssen. Es muss der Universität auch die Zeit gegeben werden, die Projekte umzusetzen, die sie plant. Wo Frau Schmoll aus meiner Sicht nicht Recht hat, das ist das, was sie als „Reißbrett“ formuliert; schablonenartige Projekte als Paradigma heutigen Forschens. Das stimmt so nicht, weil wir niemanden zwingen, Anträge zu stellen. Die Wissenschaftler sehen stattdessen eine Chance, Geld für die Umsetzung ihrer eigenen Ideen einzuwerben.

Für die Projekte in der ExIni gibt es jetzt in den nächsten fünf Jahren eine Förderung. Danach muss aber im Zweifelsfall die Nachhaltigkeit von der Universität getragen werden. Wie wollen Sie damit umgehen, bei der defizitären Grundfinanzierung?

Das ist natürlich ein offenes Problem, das wir nach 2017 haben. In den kommenden Jahren wird es sicherlich eine Aufgabe sein, die Weiterführung zu verhandeln. Das wird mit Sicherheit sehr schwierig, weil das Finanzministerium jetzt bereits signalisiert, dass es praktisch kein Geld hat. Ich bin aber insofern optimistisch, weil eine Absichtserklärung des Landes als Kabinettsbeschluss bereits vorliegt. In dieser erklärt die Landesregierung, die jetzt erfolgreichen Projekte auch über 2017 hinaus fördern zu wollen.

In ihrem Antrag spielen die vier Fields of Focus (FoF) eine grundlegende Rolle. Grundlegend für diese sind die sogenannten Brückenprofessuren. Was genau kann man sich darunter vorstellen?

Unter einer Brückenprofessur verstehen wir eine Professur an der Universität Heidelberg, die aus dem Budget mehrerer Einheiten, wie zum Beispiel zweier Fächer in der Universität gemeinsam finanziert wird. Haben die Partner an einer Professur in einem bestimmten Querschnittsbereich ein gemeinsames Interesse, können sie gemeinsam eine Brückenprofessur einrichten.

Was bei den Brückenprofessuren auffällt: Es gibt für FoF 1 der Lebenswissenschaften über 50 Brückenprofessuren. Im FoF 3 der Geisteswissenschaften gibt es aber lediglich drei Brückenprofessuren. Wie erklären Sie sich das?

Das liegt daran, dass das FoF 1 gerade durch die Kooperation mit den außeruniversitären Einrichtungen das am weitesten etablierte Forschungsfeld ist. Ein weiterer Grund ist, dass sich die Lebenswissenschaften in der Verknüpfung in Form von Brückenprofessuren leichter tun. Allein die Fakultät Medizin in Heidelberg umfasst über 100 Professuren. Da gelingt es eher als in kleineren Fächer mit zwei oder drei Professuren, eine Professur aus dem Fach heraus auf ein Querschnittsfeld auszurichten.

Ein Kernstück ihres Antragkonzepts zur forschungsorientierten Lehre ist das Marsiliuskolleg. Professoren mit einem geregelten Einkommen, die dort mitwirken, werden von der regulären Lehre freigestellt. Der Ersatz wird über Lehraufträge gewährleistet, die in der Regel mit lediglich 800 Euro für das gesamte Semester vergütet werden. Wie sehen sie das?

Das Marsiliuskolleg ist nur ein kleiner Teil eines übergeordneten Problems. Schließlich loben Überseeuniversitäten fellowships aus, durch die Wissenschaftler ein halbes oder ganzes Jahr im Ausland sind. Bezüglich des Marsiliuskollegs sehe ich aber die Problemlage auch. Was kann man dagegen tun? Zum einen haben wir die Aktivität der Dozenten beim Marsiliuskolleg in der Regel auf ein Semester begrenzt. Zum anderen wollen wir in Zukunft als Alternative zu den Lehraufträgen ähnliche fellowships ausloben, um die Lücken durch Lehre herausragender Gastprofessoren auf hohem Niveau zu schließen.

Wieso haben sie aber einem Projekt wie dem Marsiliuskolleg zugestimmt, wenn ihnen bereits vorab die Probleme bekannt waren?

Weil der Mehrwert höher ist. Die positiven Effekte des Marsiliuskollegs überwiegen die negativen, kollateralen Begleitumstände in den Instituten. Wir bekommen über das Marsiliuskolleg eine Vernetzung innerhalb der Universität und davon profitieren dann in den Marsiliusstudien auch die Studierenden. Die Studierenden können sich diese ergänzend zum Studium Generale als studienbegleitende Prüfungsleistungen anrechnen lassen.

Das Marsiliuskolleg ist aber keine flächendeckende Lösung für alle 29.000 Studierenden. Nach einem Lehr- und Lernkonzept der Universität, das umgesetzt werden soll, wird es in Lehrveranstaltungen und Prüfungen nicht mehr um Unmengen von Details gehen. Stattdessen sollen Studierende ihre Kompetenz in der Bearbeitung komplexer Forschungsfragen unter Beweis stellen. Wieso ist davon in diesem Antrag nicht die Rede?

Da muss man unterscheiden. Wir halten daran fest und begrüßen es, wenn die Fächer das Lehr-Lernkonzept umsetzen, aber das hat nichts mit dem Exzellenzantrag für Forschungsprojekte zu tun. Für Maßnahmen ausschließlich für Lehre gibt es kein Geld in der Exzellenzinitiative.

Dann noch eine Schlussfrage zur gesellschaftlichen Komponente des Exzellenz-Antrags: Im Bereich Schulforschung wurde eine Professur in zwei Lehrdozenturen umgewandelt. Diese können in der Folge nicht mehr forschen. Wieso wurde nun gerade in diesem gesellschaftlich so wichtigen Bereich der Bezug zwischen Forschung und Lehre geschwächt?

Vor vier Jahren bestand das Problem, dass sehr viele Lehramtskandidaten wie durch einen Flaschenhals durch die Bildungswissenschaften mussten. Die Frage war: Wie erhöhen wir das nicht ausreichende Lehrdeputat in den Bildungswissenschaften in einer Situation, in der wir nicht mehr Personal haben? Deshalb haben wir im Konsens den Weg eingeschlagen, eine Professur in zwei Hochschuldozenturen umzuwandeln, die in erster Linie lehren und nicht forschen.

Wieso konnte die Universität keine Mittel zur Verbindung zwischen Forschung und Lehre in diesem Bereich bereitstellen?

Dann hätten wir zusätzliche Professuren gebraucht und die haben wir nicht, das ist schlichter Mangel.

Also auch ein schlichter Mangel an Leuten, die von der Universität berufen werden können?

Nein, schlichter Mangel an Stellen. Zur Zeit gilt: Wenn man an einer bestimmten Stelle eine Professur schafft, muss man sie woanders abbauen.

Wofür gibt es Geld in der Exzellenzinitiative?

Die Exzellenzinitiative besteht eigentlich aus drei Wettbewerben: Cluster, Graduiertenschulen und dem „Zukunftskonzept“. In diesem soll die Universität darstellen, wie und auf welche Themen sie ihre Forschung in den kommenden fünf Jahren ausrichten will.
Um „Eliteuni“ zu heißen, muss eine Universität in allen drei Bereichen gewinnen. Cluster sind Einrichtungen, in denen circa 25 Wissenschaftler aus verschiedenen Disziplinen an einem Komplex arbeiten wie „Asien und Europa im globalen Kontext“ in Heidelberg. In Graduiertenschulen werden die Doktoranden unter „hervorragender“ wissenschaftlicher Betreuung ausgebildet.

Heidelbergs Zukunftskonzept ist es, die fachliche Breite einer „Volluniversität“ für transdisziplinäre Forschung zu nutzen. Die verschiedenen Disziplinen sollen daher zur Erforschung weitreichender Fragen vernetzt werden. Hierfür werden die Fächer in vier Felder, Fields of Focus (FoF), gebündelt. Es gibt je ein FoF für die Natur-, Geistes, Verhaltens- und Lebenswissenschaften. Dies schlägt sich nieder in den „Brückenprofessuren“, die beispielsweise nicht einem, sondern mehreren Fächern angehören.
Die Entscheidung über die 2,7 Mrd. Euro Fördermittel trifft der Bewilligungsausschuss. Dieser besteht aus 26 Wissenschaftlern und den 17 Wissenschaftsministern von Bund und Ländern.

Mitsprache an der Uni

Wie sieht die Verfasste Studierendenschaft vor Ort aus?

Es ist amtlich: Die Studierenden haben in Baden-Württemberg wieder eine Sitmme. Doch: Wie die Verfasste Studierendenschaft vor Ort aussieht, entscheiden die Studierenden selbst. Die Hochschulgruppen in Heidelberg sind sich hier jedenfalls nicht einig. Im Raum stehen gerade zwei Modelle.

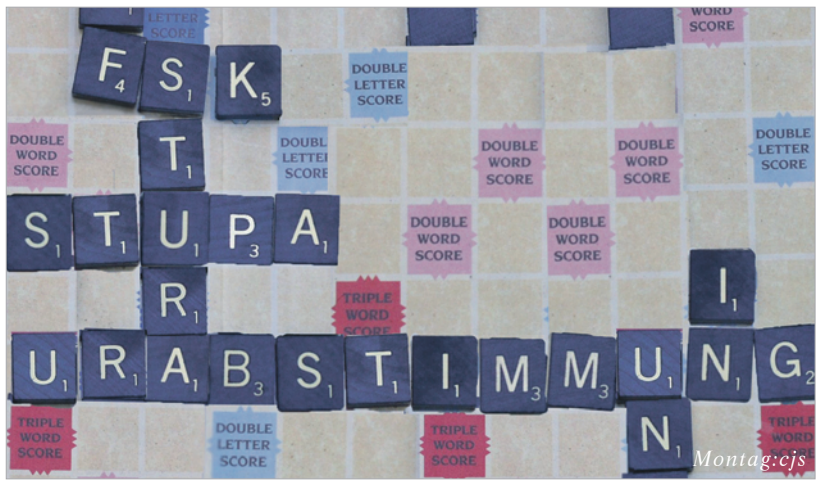
Am 27. Juni war es soweit: Die Verfasste Studierendenschaft (VS) wurde nach 35 Jahren vom Landtag wieder eingeführt. Für diesen ist damit die Arbeit beendet, für die Studierenden der einzelnen Hochschulen fängt sie damit erst richtig an. Der Grund dafür ist die weitgehende Satzungsautonomie: Die Studierenden jeder Hochschule regeln selbst, wie genau ihre VS vor Ort aussieht. In Heidelberg werden im Moment zwei Modelle diskutiert: das Studierendenparlament (StuPa) und der Studierendenrat (StuRa).

Das StuPa kann man sich ähnlich wie den Bundestag vorstellen: Seine Mitglieder werden über Listen einmal im Jahr von den Studierenden gewählt. Formal sind sie in ihren Entscheidungen an niemanden gebunden, auch wenn es in der Praxis so etwas wie Fraktionszwang gibt.

Der Studierendenrat setzt sich nicht aus einzelnen, in ihren Entscheidungen freien Mitgliedern zusammen, sondern aus Vertretern der Studierenden der einzelnen Fachbereiche. Die Studierenden der einzelnen Fachbereiche legen das Stimmverhalten ihrer Vertreter im StuRa fest. Dies soll eine basisdemokratische Teilhabe für alle Studierenden garantieren. Welches Modell möchten nun die Hochschulgruppen in Heidelberg umsetzen?

Die Fachschaftskonferenz und die Grüne Hochschulgruppe setzen sich für einen Studierendenrat (StuRa) ein. Streng genommen ist dieses jedoch ein Mischmodell: Neben den aktiven Fachschaften, die im StuRa unabhängig von der Größe ihres Faches einen Sitz haben, sollen die Hochschulgruppen durch eine jährliche Wahl ebenso viele Stimmen wie alle Fachschaften zusammen erhalten können. Andererseits soll aber durch Wahlen für die verschiedenen Hochschulgruppen die politische Orientierung der Studierenden abgebildet werden. Der StuRa soll für die laufende Geschäfte Referate wählen.

Die Liberale Hochschulgruppe, der Ring Christlich Demokratischer Studenten (RCDS) und die Juso-Hochschulgruppe bevorzugen ein StuPa. Für Jusos und den RCDS ist zentral, dass in einem StuPa jeder Studierende unabhängig von seinem Fach dieselbe Stimme hat. Im Konzept der Jusos soll das StuPa wiederum Referate gründen, die eine Art Kabinett bilden – den



Bald dürfen die Heidelberger Studenten über das Modell der VS abstimmen.

Allgemeinen Studierendenausschuss. Der Sozialistische Demokratische Studierendenverband hat sich noch nicht festgelegt und sieht bei beiden Modellen noch Nachbesserungsbedarf. Er möchte eine gleichberechtigte Beteiligung der Hochschulgruppen und Fachschaften erreichen.

Wie entscheiden nun die Studierenden wann darüber, wie die VS in Heidelberg aussieht? Die Universität und die studentische AG Verfasste Studierendenschaft haben sich auf einen ersten Zeitplan verständigt: Bis Anfang Februar 2013 sollen alle Satzungsvorschläge zur rechtlichen Prüfung vorliegen, bis Juni dann die gesetzlich vorgesehene Urabstimmung der Studierenden abgeschlossen sein, damit Senat, Aufsichtsrat und Ministerium bis Semesterende zustimmen können. Die ersten Wahlen zur VS seit 35 Jahren sollen im Wintersemester 2013/2014 stattfinden. **(cjs, zef)**

Weitere Infos online unter: liquid.fsk.uni-heidelberg.de

Mehr zum Thema VS: Auf youtube.com/ruprechtHD und soundcloud.com/ruprechtHD erklärt Klaus Landfried, einstiger Vorsitzender der Hochschulrektorenkonferenz, was er über die Wieder einführung der VS denkt.

CHE-Ranking in der Kritik

Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS) hat alle soziologischen Institute aufgefordert, sich künftig nicht mehr an den Erhebungen für das Ranking des Centrum für Hochschulentwicklung (CHE) zu beteiligen. Künftig wolle man stattdessen auf einer eigenen Plattform informieren. In einer ausführlichen Stellungnahme übte die DGS scharfe Kritik am CHE-Ranking: Die verwendeten Stichproben seien klein und nicht repräsentativ, was zu einer starken Verzerrung der Ergebnisse führen könne. Viele der verwendeten Indikatoren seien zudem fachlich ungeeignet. Die Darstellungsweise in Form einer Rangliste suggeriere eindeutige und verlässliche Urteile, die empirisch keinesfalls gedeckt seien. Die DGS befürchtet, dass das CHE-Ranking aber politischen Einfluss entfalten und so als eine selbsterfüllende Prophezeiung wirken könne.

Das von der Bertelsmann-Stiftung getragene CHE selbst reagierte in einer Stellungnahme mit Unverständnis auf die Kritik. Befragt würden in der Regel alle Studierenden ab dem dritten Semester, es lägen keine Hinweise auf Verzerrungen durch geringen Rücklauf vor. Die Indikatoren seien großteils bewährt und seriös, sie würden außerdem fortlaufend optimiert. Die Darstellung in Form einer Rangliste sei eine fundierte Methode, zudem biete man neben der Rangliste ausreichend qualitative Informationen über die einzelnen Institute. **(smo)**

Kooperation beim Lehramt

Uni und PH wollen künftig stärker zusammenarbeiten

Laut Uni und PH ist man auf einem guten Weg zu mehr Zusammenarbeit. Doch das wird von manchen bezweifelt.

Sowohl an der Universität als auch an der Pädagogischen Hochschule (PH) werden Lehrer ausgebildet – die Idee einer Zusammenarbeit war deshalb durchaus naheliegend. So wollen Uni und Hochschule in Zukunft besser zusammenarbeiten. Der Koalitionsvertrag der grün-roten Landesregierung sieht vor, dass auch an den Universitäten fortan mehr pädagogische und fachdidaktische Inhalte vermittelt werden.

Bereits 2011 haben Uni-Rektor Eitel und PH-Rektorin Wellensiek bei der Landesregierung einen gemeinsamen Antrag für Gelder des Innovations- und Qualitätsfonds (IQF) gestellt, die sich auf etwa 2,7 Mio. belaufen. Mit ihnen soll die geplante Bildungspartnerschaft gestärkt werden. Beide Seiten beteuern jedoch, dass die Zusammenarbeit auch unabhängig von den zu vergebenden Geldern angestrebt wird. Doch da gibt es bei den Studentenschaften beider Einrichtungen Zweifel, genau wie daran, dass diese Zusammenarbeit wirklich so reibungslos läuft wie geplant. Denn die Kooperation ist keineswegs überall erwünscht. Vor allem der baden-württembergische Philologenverband hatte die Entscheidung damals scharf kritisiert. An seiner Position hat sich seitdem nichts geändert. Erst diesen Mai äußerte er die Befürchtung, die Zusammenarbeit diene als „schulartennivellierende Einheitsdidaktik“ dem „Ziel der Ausbildung eines Einheitslehrers für die Einheitsschule“, die man ablehnt. Solche Äußerungen lassen vor allem bei dem Unabhängigen Studierendenausschuss (UStA) der PH Zweifel aufkommen, inwieweit eine Zusammenarbeit von Seiten der Uni wirklich ernst gemeint ist. Hier vermutet man, dass an der Uni im Geheimen ähnliche Positionen vertreten werden. Uni und Vertreter der Gymnasiallehrämter, heißt es, fürchteten den Verlust des „Status als fachwissenschaftslastiger Studiengang“ und infolgedessen auch eine mittelfristige Angleichung der Besoldung. Ohnehin glaube man nicht an ein „ehrliches Interesse“ der Uni „an einer mehr auf den Schulalltag ausgerichteten Lehre.“ Zu sehr beherrsche auf beiden Seiten die Aussicht auf die Millionen des Fonds die Kooperation.

Foto: mab

Uni und PH (im Bild) planen eine bessere Zusammenarbeit.

Bei den offiziellen Stellen von Uni und PH dagegen sieht man solche Probleme nicht. „Die Kooperation ist auf einem sehr guten Weg“, erklärte Rektorin Wellensieck von der PH. Zur Zeit sind Uni, PH sowie die Staatlichen Seminare für Didaktik und Lehrerbildung (SSDL), die von beiden Seiten genutzt werden, in einem „round table“ vertreten, beraten von einer Expertenkommision des Landes. Dort wird laut Angaben von Uni-Prorektorin Nüssel noch untersucht, inwieweit sich die Standortvorteile Heidelbergs, nämlich „alle Lehramtsstudiengänge inklusive Sonderschule an einem Standort“ zu haben, für eine „Weiterentwicklung der Lehrerbildung“ nutzen lassen. Ziel seien „gemeinsame Module“ und letztlich die Ausbildung zur Gemeinschaftsschule, die „neue Herausforderungen“ an künftige Lehrer stelle.

Am 27. Juni haben Uni, PH und SSDL den Standort Heidelberg der Kommission Lehrerbildung Baden-Württemberg vorgestellt. Nun gilt es abzuwarten, ob das Gemeinschaftsprojekt die beantragten Fördermittel erhält. **(mab)**

Büroräume verschimmeln

Feuchtigkeit in den Wänden des ZFB

Foto: aks

Seit langem befindet sich Schimmel im ZFB. Ist er bald Geschichte?

Im Zentralen Fachschaftenbüro (ZFB) gibt es seit langer Zeit ein Problem: Schimmel an der Wand. Während die Universität letztes Jahr groß ihr 625-jähriges Jubiläum feierte und zu diesem Zweck die Neue Universität grundsanierte, tat sich im ZFB dagegen nichts.

Ein wenig abgelegen vom starken Unitrubel im Neuenheimer Feld und der Altstadt befinden sich die Räumlichkeiten des ZFB in der Albert-Überle-Straße 3-5, nahe dem Philosophenweg. Doch trotz ihrer peripheren Lage sind diese Räume keineswegs ungenutzt.

Mehrmals im Monat treffen sich dort alle Fachschaften der Universität um aktuelle hochschulpolitische Themen zu besprechen. Auch verschiedene Hochschulgruppen wie die Muslimische Hochschulgruppe, die Jusos, die Kritische Initiative, Ärzte ohne Grenzen und der Sozialistisch-Demokratische Studentenverband treffen sich hier regelmäßig.

Auch treffen sich die Redakteure des *ruprecht* montags dort und diskutieren neue Themen und arbeiten dreimal im Semester über ein Wochenende an der neuen Ausgabe.

Nach immer weiteren Vertröstungen von der Universität gab sie an, dass nach erfolgreichen Abschneiden in der Exzellenz-Initiative Mitte Juni nun endlich etwas gegen den Schimmel unternommen werden solle.

Auf telefonische Nachfrage bei Dr. Willi Siller, dem Beauftragten für die Biologische Sicherheit an der Universität Heidelberg, kamen nur entwarnende Worte. So wurden vor zwei Wochen von Handwerkern Messungen unternommen. Dabei wurde festgestellt, dass bei geöffnetem Fenster die Luftfeuchtigkeit im normalen Bereich liegt, bei geschlossenem Fenster allerdings leicht erhöht. Ein gesundheitliche Gefährdung durch den Schimmel kann aber ausgeschlossen werden, so Siller.

Ursache für den Schimmel sieht man in einem anderthalb Jahre zurückliegenden Wasserschaden. Dieser wurde zwar behoben, doch es scheint wohl noch Ausblühungen von damals zu geben.

Bereits in dieser Woche hat man vor, die Wände neu zu verputzen. und sieht damit das Problem als gelöst an. **(tle)**

Illegale Migration sichtbar machen

Sans-papiers marschieren für Bewegungsfreiheit und Bleiberecht

Bis zu vier Millionen Menschen sollen sich illegal in der Europäischen Union aufhalten. Unternehmen profitieren von ihrer billigen Arbeit. Für ihre inländischen Mitmenschen bleiben sie weitgehend unsichtbar. Auf einem Marsch durch Europa wollen Papierlose nicht nur staatliche Grenzen überwinden.

Foto: Franck Vibert

Auf dem Heidelberger Bismarckplatz unterstützen die Sans-papiers die Forderungen der Montagsdemonstranten.

Auf dem Bismarckplatz gibt der Feierabendverkehr den Ton an: hektisches Hupen, zwangloses Geplapper, polyphone Sounds. Unter die Elemente der urbanen Klangkulisse mischen sich heute auch die kraftvollen Rhythmen etlicher Djembé-Trommeln und muntere Sprechchöre. „Liberté de circulation et d'installation pour tous" – „Bewegungsfreiheit und Bleiberecht für alle" – fordern die Menschen, die sich in der Mitte des Platzes in einem großen Kreis versammelt haben. Aus Lautsprechern erschallt zunächst die Rede der Montagsdemonstranten gegen Hartz IV. Anschließend erhalten Sprecher der Internationalen Koalition der *Sans Papiers* und Migranten das Wort.

Manou Doumbia* ist einer von ihnen. Der junge Mann lebt in Paris und versteht sich als Franzose. Während der Kolonialzeit waren seine Vorfahren in der Elfenbeinküste schließlich auch Franzosen. Er fragt sich, warum ihm nun das Recht auf eine französische Staatsangehörigkeit verwehrt bleibt. Daher schloss er sich dem „Europäischen Marsch der Papierlosen und MigrantInnen" an.

Zwei Wochen war er bereits unterwegs, als er am 18. Juni in Heidelberg ankam. Los ging es in Brüssel. Mit ihm machten sich rund 130 Männer und Frauen aus 27 zumeist afrikanischen Ländern auf den Weg, auf dem sie inzwischen durch so symbolträchtige Orte wie Maastricht, Schengen oder Verdun gekommen sind. Bis Anfang Juli wollten sie insgesamt sieben Länder durchqueren und dabei auf ihre Lebensbedingungen als *Sans-papiers* und die Folgen irregulärer und restriktiver Migrationspolitik aufmerksam machen.

Ein gewagtes Unternehmen, denn schließlich handelt es sich hier um Menschen „ohne Papiere", also ohne geregelten Aufenthaltsstatus. In der EU sollen es 1,9 bis 3,8 Millionen sein, wie europäische Forschungsinstitute im Rahmen des Clandestino-Projekts ermittelt haben. In Deutschland schätzt man ihr Zahl auf 500.000 bis 1 Million. In der Regel reisen sie legal als Touristen, Studierende, Saisonbeschäftigte, Geschäftsreisende oder Asylsuchende ein. Erhalten sie nach Verstreichen der Aufenthaltsfrist keinen Aufenthaltsstatus, tauchen viele von ihnen in die „Illegalität" ab. Schwarz und zu Niedrigstlöhnen arbeiten sie auf Berlins Baustellen, warten als moderne Tagelöhner auf dem „Arbeiterstrich" in Wien oder finden in den Ballungszentren Europas eine Beschäftigung in Fabriken, in der Pflege, als Reinigungskräfte, Erntehelfer oder Sexarbeiter.

Illegale Migration sei damit auch Sache illegaler Nachfrage und werde bestimmt von politischen und wirtschaftlichen Interessen sowie von Menschen- und Grundrechten, stellt die Soziologin Insa Breyer fest. „Die Menschen werden abgeschoben, legalisiert, geduldet und prekarisiert", so Breyer. Darüber hinaus sei Illegalität die Antwort auf Zuwanderungsbegrenzung bei starkem Zuwanderungsdruck, meint der Migrationsforscher Klaus Bade.

Geduldig verteilt Manou Flugblätter an verdutzte Passanten. Mit manchen kommt er ins Gespräch, sie interessieren sich für seine Geschichte: Nach Frankreich kam er als Geographiestudent. Als die Frist für den Studienaufenthalt ablief, wurde aus ihm ein *Sans-papiers*. Seit sieben Jahren lebt er in Frankreich, arbeitet dort und zahlt Steuern . „Es ist unzumutbar, Menschen jahrelang hinzuhalten und sie auf ein Bleiberecht warten zu lassen", empört sich Manou. Zwar möchte er wieder in seine Heimat zurück, aber nur mit einem Studienabschluss.

In Frankreich setzt sich die Bewegung der *Sans-papiers* bereits seit Jahren für Legalisierung und rechtliche Gleichstellung ein. Besonders in den 90er Jahren wurde aufgrund zunehmend repressiver Migrationspolitik regelmäßig demonstriert, gestreikt und besetzt.

In Deutschland ist „irreguläre Migration" weniger bekannt. Oft spricht man von „Illegalen". Menschen ohne Aufenthaltsstatus gelten hier eher als Kriminelle oder Opfer. Eine Aktivistin des Legal-Teams, das die *Sans-papiers* durch Deutschland begleitet, spricht von „Berührungsängsten" und „Unwissen". „Die behördliche Isolierung von Asylsuchenden und Papierlosen ist natürlich gewollt, damit keine Freundschaften entstehen oder sich Unterstützungsgruppen bilden", bemerkt sie, „im Laufe der Vorbereitung des Marsches haben wir uns auch an Lokalpolitiker gewandt. Abgesehen von wenigen Ausnahmen, ernteten wir häufig Schweigen oder nette Absagen." Heidelbergs Oberbürgermeister Würzner entschied sich für eine Absage. „An die Thematik traut sich eben nicht jeder ran", so die Aktivistin. Da Würzner „leider keine Übernachtungsmöglichkeiten zur Verfügung stellen" kann, nimmt die Gewerkschaft Ver. di die *Sans-papiers* für zwei Nächte in ihren Räumlichkeiten auf. Die 130 Frauen und Männer übernachten im Bürogebäude, in Zelten auf dem Parkplatz oder auf Holzbänken im Hinterhof. Am Dienstag besuchen die *Sans-papiers* das Flüchtlingslager in Sinsheim. Mit dabei sind das Legal-Team, freiwillige Sanitäter und Aktive der Gruppe Aufgetaucht, die sich für Flüchtlinge einsetzen. Am Mittwoch Morgen bekommen die *Sans-papiers* vor ihrer Abreise überraschend Besuch von der Polizei. Nachbarn hätten sich beschwert, dass zu viele Schwarze in der Gegend seien, so die Begründung. Das Legal-Team ist geschockt, dass die Polizei auf solch rassistische Aussagen reagiert. In forschem Ton drohen die Beamten mit Anzeige, inspizieren gründlich das Gelände und verabschieden sich.

In Straßburg angekommen, wurde der Marsch vom dortigen Bürgermeister sowie von Abgeordneten des EU-Parlaments empfangen. Amoune Sissoko, ein Sprecher der *Sans-papiers*, meint in einem Interview mit Radio Dreyeckland: „Sollte das Problem der irregulären Migration nicht gelöst werden können, wird es auf Dauer zu einer leisen Revolution wie unter Gandhi kommen". **(kaz, pme)**

*Name von der Redaktion geändert

Flüchtlingsrecht

Das Asyl- und Flüchtlingsrecht und seine Handhabung in der Europäischen Union ist in vielerlei Hinsicht prekär. Seit 2003 regelt das Dublin-II-Abkommen die Zuständigkeit für Flüchtlinge unter den EU-Mitgliedsstaaten. Demnach können Asylsuchende nur in dem Land einen Antrag stellen, in dem sie zuerst in den Schengen-Raum gelangen. Reisen Flüchtlinge in ein anderes Land weiter, erhalten sie dort keine Aufenthaltserlaubnis und werden in den Erstempfängerstaat überstellt. Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte kritisiert diese Praxis, da sie ohne jegliche Prüfung der für Flüchtlinge oftmals prekären humanitären Situation geschieht. Staaten wie Griechenland oder Italien sind wegen des starken Zulaufs oftmals nicht in der Lage, Flüchtlingen eine menschenwürdige Behandlung zu gewährleisten.

In Deutschland regelt das Asylverfahrensgesetz das Asylrecht. Die sogenannte Residenzpflicht beschränkt den Aufenthaltsbereich von Flüchtlingen auf den Einzugsbereich der zuständigen Ausländerbehörde. Verstöße gegen diese Regelung können mit bis zu einem Jahr Haft geahndet werden. Zudem werden Asylsuchende oft ohne Rücksicht auf ihre Bedürfnisse in sogenannten Gemeinschaftsunterkünften einquartiert. Diese Maßnahmen machen eine gesellschaftliche Teilhabe unmöglich und richten sich laut UN-Flüchtlingswerk gegen die Genfer Flüchtlingskonvention von 1951.

Das 1993 als Instrument einer repressiven Zuwanderungspolitik eingeführte Asylbewerberleistungsgesetz regelt die Sozialleistungen für Asylsuchende. Die monatlichen 225 Euro beinhalten Unterbringung, Grundversorgung, Sachleistungen in Form von Gutscheinen und Lebensmittelpaketen und 40 Euro Taschengeld. Da die Leistungen bis zu 40 Prozent unter Hartz-IV-Niveau liegen und seit 1993 nie angepasst wurden, prüft das Bundesverfassungsgericht gerade auf Anfrage die Verfassungskonformität dieses Gesetzes. Ein Urteil wird am 18. Juli erwartet.

Psychologie Heute Studentenabo

+ Das Standardwerk der Entwicklungspsychologie als Begrüßungsgeschenk
+ 12 Hefte jährlich
+ Kostenfreier Zugang zum Archiv
+ Nur € 62,90 (statt € 78,–)

fast 20% günstiger

PSYCHOLOGIE HEUTE
Was uns bewegt.

www.abo-psychologie-heute.de

Jetzt abonnieren und Geschenk sichern!

Oerter/Montada: Entwicklungspsychologie (mit CD-ROM)

Das bewährte Lehrbuch bildet die Wissensgrundlage für alle relevanten Praxisfelder und Anwendungsbereiche der Entwicklungspsychologie. Eine wahre Fundgrube!

Keine Ruhe für Langschläfer

Baulärm vor Wohnheimen / Mietminderung nicht für alle Bewohner

Das Studentenwerk Heidelberg baut – es wird renoviert, abgerissen oder komplett neu gebaut. Doch obwohl die Anwohner Lärm und Schmutz ausgesetzt sind, gibt es kaum Mietminderungen und der Umgang des Studentenwerks mit diesem Thema wird von vielen kritisiert.

Großbaustelle im Neuenheimer Feld.

Über 20 Baumaßnahmen in Wohnheimsiedlungen führt das Studentenwerk derzeit in Heidelberg durch, am Comeniushaus und am International House im Neuenheimer Feld. Die wichtigste Baustelle des Studentenwerks befindet sich jedoch am Klausenpfad im Neuenheimer Feld, wo unter anderem moderne Neubauten entstehen.

Die Bewohner der Siedlungen sind von den Bauarbeiten teilweise stark beeinträchtigt und beschweren sich über Staub und die ständige Lärmbelästigung. Die meisten Studenten empfinden die Störungen vor allem im Sommer als unerträglich, da sie bei offenem Fenster weder schlafen noch lernen können. Trotzdem erhalten nur wenige von Ihnen eine Mietminderung. Die Bewohner des International Houses haben nun rückwirkend für die Monate Mai bis Juli eine Mietminderung von 10 bis 20 Prozent bekommen – je nach Lage der Wohnung. Am Comeniushaus wurde letzte Woche allen Mietern, deren Zimmer auf Seite der Bauarbeiten liegt, eine Mietminderung zugesprochen. Allerdings erzählen Anwohner, dass dies erst nach langwierigen Verhandlungen und konsequentem Nachfragen geschah.

Am Klausenpfad sprach das Studentenwerk den Studenten größtenteils eine Mietminderung bis Dezember 2011 zu. Auf Initiative der Wohnheimsprecher wurde diese dann für die auf Seite der Bauarbeiten liegenden Wohnungen bis April verlängert.

Das Studentenwerk ist jedoch nicht verpflichtet den Mietern eine Mietminderung zuzusprechen, da es keine Gewinnmiete sondern nur eine Kostenmiete bezieht. Die Wohnheime stellen keinen gewerblichen Wohnraum dar und somit gelten hier Sonderregelungen.

„Das Studentenwerk deckt aus der Miete ausschließlich die entstehenden Kosten und somit bedeutet jede Mietminderung, dass andere Häuser das auffangen müssen“, erklärt Rainer Weyand, Abteilungsleiter des Facility Management beim Studentenwerk. Die Mietminderungen seien eine freiwillige Maßnahme des Studentenwerks aus Kulanzgründen. „Das Studentenwerk ist sich der Beeinträchtigung durch die Baumaßnahmen bewusst, aber das durch Mietminderungen entstehende Minus muss irgendwie abgedeckt werden.“ Auch betont Weyand, dass im Vergleich zum Heidelberger Wohnungsmarkt die Miete sowieso schon niedrig gehalten sei und dass das Studentenwerk keinerlei Subventionen oder Zuschüsse dafür bekäme.

Am Klausenpfad hätte man auch den Abriss der alten Häuser und den Bau der Neuen parallel legen können. „Wir haben uns aber dafür entschieden, es nacheinander zu machen, damit wir keine Studenten auf die Straße setzen müssen. Die Bewohner wurden in ihren Mietverträgen auch auf den durch die Bauarbeiten zu erwartenden Lärm hingewiesen“, so Weyand. Die Baumaßnahmen zielten außerdem alle auf den doppelten Abiturjahrgang hin, weil man hoffe, so vielen Studenten wie möglich einen Wohnheimsplatz anbieten zu können.

Für manche Anwohner gibt es eine Alternative zu Mietminderungen: eine Verlängerung der Wohnzeit um ein Semester. Die Wohnheimsprecher berichten, dass auch sie sich für diese oder ähnliche Arten der Kompensation stark machen werden, da mit weiteren Mietminderungen nicht mehr zu rechnen sei.

Generell sind die Studenten trotz leichter Baumängel sehr zufrieden mit den Neubauten, loben die Hausmeister, und wissen die Wohnmöglichkeiten aufgrund der schwierigen Lage in Heidelberg sehr zu schätzen. Jedoch empfinden Viele den Umgang der Verwaltung mit diesem Problem und die mangelnde Informationspolitik als verbesserungswürdig. **(jam)**

Heidelberg

Die Halle in der Bahnstadt

Kommt nun das Aus für Halle 03 und Garten?

Der Bau der Bahnstadt schreitet voran und damit die Entstehung von Wohnraum für rund 5000 Menschen. Die Halle02 genoss bisher das Privileg, von der Brachfläche des ehemaligen Güterbahnhofs und von Gewerbegebieten umgeben zu sein. Nun werden schwierigere Zeiten auf die Veranstaltungsstätte zukommen.

Nach Einholen eines Schallschutzgutachtens, welches die Stadt Heidelberg in Auftrag gegeben hat, steht nun für die Verwaltung fest: die Gebäude der Halle02 müssen saniert werden, damit der Konzert- und Clubbetrieb fortgesetzt werden kann. Die Hallen 01 und 02 müssen im Innenbereich komplett schalltechnisch überholt werden. Die Halle 00 kann als Kunsthalle erhalten bleiben, jedoch muss auch hier eine sicherheitstechnische Sanierung vorgenommen werden. Schlecht sieht es für die Halle 03 aus: Hier ist das Dach renovierungsbedürftig, was derzeit den Kostenrahmen sprengt. Deshalb ist sie vorerst nicht mehr für Partys nutzbar.

„Ich schätze die Arbeit der Halle 02 sehr. Es liegt mir sehr daran, dass die Einrichtung auch über das Jahresende hinaus in der Bahnstadt aktiv ist und das Kulturangebot in Heidelberg mit einem vielseitigen Programm bereichert“, betont Heidelbergs Oberbürgermeister Eckart Würzner. „Dabei müssen wir als Stadt auf die Interessen der Bewohner achten, die jetzt nach und nach in die Bahnstadt ziehen. Zugleich müssen wir eine Lösung finden, die für die Stadt finanzierbar ist. Wir sind seitens der Stadtverwaltung bereit, entsprechende Investitionen vorzunehmen. Aber es müssen auch die Betreiber mitziehen, in dem sie ihr Betriebskonzept an die neue Umgebung anpassen.“

Der Zugang zur Halle soll auf die andere Seite verlegt werden, um Lärm zu vermeiden. Dort befindet sich „der Garten“, ein Sommerkonzept der Halle02, das auch auf dem Spiel steht. Die Stadt forderte nämlich eine Anpassung der Öffnungszeiten des Gartenbetriebs an die allgemeinen Außengastronomieregelungen im Stadtgebiet und damit eine Schließung zwischen 22 und 23 Uhr. Das Atelier Kontrast, das hinter der Halle02 steckt, sieht das äußerst problematisch, hofft aber auf eine positive Entwicklung im Gespräch mit dem Lärmschutzgutachter und den neuen Nachbarn, die im Juni die ersten Wohnungen in der Bahnstadt bezogen haben. **(fel)**

Kai Ortlieb
Buchbinderei
Bildeinrahmungen
Meisterbetrieb

- Bindungen von Diplom-, Magister-, Doktorarbeiten etc.
- Binde-Schnelldienst
- Digitaldruck in s/w und Farbe

Wieblinger Straße 21 - 69214 Eppelheim
Telefon + Fax 0 62 21/76 94 21
Mobil 01 72/7 23 08 76
service@ortlieb-buchbinderei.de
www.ortlieb-buchbinderei.de

www.pfalz-nlp.de Pfalz NLP Academy

Pfalz NLP Academy
Neustadt/Weinstraße
www.nlp-pfalz.de

NLP, das neurolinguistische Programmieren, bietet Methoden und Strategien zur Persönlichkeitsentwicklung, Stressreduktion und für eine verbesserte Kommunikationskompetenz im familiären und beruflichen Umfeld.

Für Interessierte:
24.07.2012: NLP-Infoabend 18.30 - 21.00 Uhr in Neustadt/Weinstr.
Alle Infos, Daten und Anmeldemöglichkeiten unter www.nlp-pfalz.de

10% Frühbucherrabatt bei Anmeldung zur NLP-Practitioner-Ausbildung bis 31.07.

heidelberger historie

Wie alles begann

Die Neckarschiffer, die das Holz vom Schwarzwald nach Holland bringen, passieren nach etwa 180 Kilometern Heidelberg. Auch die Händler, die entlang der Bergstraße reisen, kommen an der Stadt vorbei, sowie zwei weitere Handelsstraßen. Seine Lage macht Heidelberg wohlhabend. Seine Existenz aber verdankt es politischem Kalkül.

Um seine Macht in der Region zu stärken, überträgt der Stauferkönig Barbarossa seinem Halbbruder Konrad die Pfalzgrafschaft bei Rhein. Die Stadtgründung soll seinen Einfluss auf zwei nahe Klöster sichern, das Wormser Hochstift und das Kloster Lorsch. 1196 wird „Heidelberch“ erstmals urkundlich erwähnt.

Der Hexenturm, im Mittelalter Teil der Stadtmauer.

Über die Anfänge der Stadt wissen wir wenig, selbst die Herkunft des Namens ist unklar: Er könnte „Heide (auf dem) Berg“ oder „Heidenberg“ (nach der keltischen und römischen Götterverehrung auf dem Heiligenberg) bedeuten. Bis zur Gründung der Universität im 14. Jahrhundert hat die Stadt höchstens 4000 Einwohner, die meisten davon Zuwanderer aus dem Umland, darunter Lehnsleute des Pfalzgrafen. Sie leben vor allem von Weinbau und -handel. Ein städtisches Bürgertum entwickelt sich erst allmählich. Heidelberg selbst wird im Süden vom Königsstuhl und im Norden vom Neckar begrenzt, in West-Ost-Richtung reicht es vom Karlstor bis zum Uniplatz. Drei parallel zum Fluss verlaufende Straßen durchziehen die Stadt in ihrer Länge, Quergassen verbinden sie. Im Zentrum befindet sich der Marktplatz. Eine Stadtmauer und ein Graben umgeben diese „Kernalstadt“ - erst im 14. Jahrhundert wird die Stadtgrenze im Westen bis zum Bismarckplatz vorgeschoben. Vor Angriffen geschützt wird die Stadt durch eine Burg, den Vorgänger des Schlosses. Dafür bedrohen Brände und Überschwemmungen die Bewohner.

Vor der Stadt befinden sich die Peterskirche und der Marstall, sowie jene Orte, die später eingemeindet werden und meist älter sind als Heidelberg selbst: Neuenheim, Handschuhsheim, Rohrbach, Wieblingen, Kirchheim und Bergheim werden schon im 8. Jahrhundert erstmals urkundlich erwähnt.

Dass Heidelberg zum Machtzentrum der Region aufsteigt, verdankt es auch den Fürsten am Rhein, die bald als Kurfürsten den römisch-deutschen Kaiser wählen. Erst mit den Kriegen der frühen Neuzeit endet auch die Macht Heidelbergs. Die mittelalterlichen Anfänge aber sind immer noch im Stadtbild zu erkennen: Die „Kernaltstadt“ hat sich in ihrem Grundriss bis heute kaum verändert. **(mab)**

Ein Stadtfürst hält Ordnung

Wie man unter Oberbürgermeister Zundel mit Obdachlosen verfuhr

In den siebziger Jahren hat die Heidelberger Polizei Obdachlose aus dem Heidelberger Stadtbild beseitigt, indem sie die Wohnungslosen in ihre Streifenwagen packte und außerhalb des Stadtgebiets aussetzte. Eine fast vergessene Geschichte über mittelalterliche Ordnungsvorstellungen in einer vermeintlich offenen Stadtgesellschaft.

Foto: Patrick Wienrich / www.jugendfotos.de, CC-Lizenz(by-nc)

Nicht nur Oberbürgermeister Zundel ein Dorn im Auge: „Penner", „Ausgeflippte", „Freaks"

Eigentlich fällt ein Bericht über die Verschaffung von Obdachlosen aus der Heidelberger Altstadt in diesem Blatt unter die Rubrik der „Heidelberger Historie". Es handelt sich um eine Affäre, die Jahrzehnte zurück und tief im kollektiven Gedächtnis dieser Stadt vergraben liegt. Die Recherchen sind mühsam; Stück für Stück lassen sich dünne Fakten zusammentragen, die sich allmählich zu einem Gesamtbild fügen und den Schluss zulassen: Es hat in Heidelberg eine Zeit gegeben, in der man Obdachlose und Nonkonformisten mit rechtlich fragwürdigen Mitteln aus dem Stadtbild zu vertreiben suchte.

Anfangs schnappen wir ein Gerücht auf, die beiläufige Bemerkung eines Streetworkers über lange zurückliegende Vorfälle. Wir horchen auf, versuchen Zeugen, Betroffene zu finden, irgendjemanden, der sich erinnert. Die jüngeren Zeitgenossen wissen nichts. Das Büro eines zuständigen Bundestagsabgeordneten findet, das klinge ja nach chinesischen Verhältnissen. Die Beseitigung von Menschen aus dem Stadtbild des romantischen Heidelberg – ein Gerücht?

> „Wir machen die Stadt hygienisch sauber"

„Das ist kein Gerücht, das sind Tatsachen", erklärt uns ein ehemaliger Stadtrat, und schließlich gelingt es uns, einen Betroffenen zu finden. Der Mann, der noch heute ohne Obdach im Wald nahe der Stadt lebt, erinnert den Vorgang, den er mehrmals auch am eigenen Leib erlebt hat. Polizeibeamte seien zu ihm und einem Freund gekommen und hätten sie aufgefordert, in den Streifenwagen zu steigen. Dann habe man sie aus der Stadt gebracht, Richtung Wilhelmsfeld, und am Waldrand ausgesetzt. An verschiedenen Orten naturgemäß, damit sich der Rückweg nicht zu leicht gestalte.

Der Zeuge erscheint uns glaubwürdig, aber viel mehr wissen wir noch immer nicht – vor allem was die Datierung der Vorfälle angeht. Wer ein bürgerliches Leben führt, denkt in Halb- und Viertelstunden, in Tagen, Monaten und Jahren. Auf der Straße spielen diese Größen keine Rolle: Die bestimmenden Dimensionen heißen hier Tag oder Nacht, warm oder kalt, hungrig oder satt. Und so kann unser obdachloser Zeuge nicht annähernd sagen, wann ihn die Polizeibeamten in den Wald geführt haben sollen.

„Es muss vor 1981 gewesen sein", erklärt Harald Kurzer, Pressesprecher der Heidelberger Polizei, die eine fragwürdige Rolle in diesem Stück spielt. In diesem Jahr sei er selbst zur Polizei gekommen, und aus eigener Erfahrung kenne er diese Praxis nicht. Wohl aber habe er von Kollegen Entsprechendes bestätigt gefunden: Diese berichteten von einem „Agreement" zwischen Oberbürgermeister Reinhold Zundel und Polizeichef Werner Kohler, nachdem „das Lagern von Obdachlosen im Stadtbild überhand genommen hatte".

Reinhold Zundel, der von 1966 bis 1990 die Stadt regierte, ist seit vier Jahren tot. Bis heute gehört er zu den umstrittensten Persönlichkeiten der jüngeren Stadtgeschichte, eine Bewertung seiner Amtszeit erforderte Bände. Zundel galt als Pragmatiker und Machtpolitiker, einer, der Probleme „anpackte" und dabei mit Kritikern oft wenig zimperlich umging. Eine Interviewreihe, die eine Journalistin 1979 mit ihm führte, zeichnet das Bild eines Mannes der Intimfeinde und Kleinkriege, eines selbstgefälligen Stadtfürsten mit ausgeprägtem Freund-Feind-Denken. Einen nicht geringen Teil seiner Amtszeit verbrachte er damit, „Penner", „Irre" und „Asoziale" zu bekämpfen. Für die Untere Straße empfahl er sein „wirksamstes Vertreibungsmittel gegen Penner": Diese und „Ausgeflippte und Freaks mögen eins im Tod net leiden: das ist Qualität und Hygiene. Wir bringen in die Untere Straße einfach wieder Qualität rein und dann löst sich das Problem." Und weiter: „Wir machen bekanntlich die Stadt hygienisch sauber. Das ist der kleinbürgerliche, spießige Ordnungsfimmel, den ich hab."

Das ist der Ton eines großen Saubermachers, der das Stadtbild nach seinen Vorstellungen zu formen suchte und dabei Störfaktoren beiseite fegen wollte. Zundel bewegte sich damit nicht nur an den Grenzen der Moral, sondern auch des geltenden Rechts. Polizeisprecher Kurzer gibt zu, dass die Rechtsgrundlage, auf die man sich damals berief, sehr dünn ist – vermutlich sind deshalb auch keine schriftlichen Berichte darüber zu finden. Begründet habe man die Maßnahme mit dem Hinweis auf die Ordnungswidrigkeit des „Lagerns", selbst ein interpretationsbedürftiger und deshalb sehr dehnbarer Begriff. Kurzer: „Es handelt sich um ein Konstrukt, das einer rechtlichen Prüfung nur schwer standhalten würde."

Letztendlich handelt es sich um einen Akt der Willkür: „Rausgefahren" worden seien, so unser Zeuge, nicht nur Obdachlose, sondern auch Zugehörige der lokalen links-alternativen Szene und solche, die sich über diese Praxis empört haben. Wer dabei wem welche Anordnung gab, wo die Konturen des Gehorchens und Vorauseilens liegen, ist heute nicht mehr zu klären.

Polizeisprecher Kurzer ist ein verständiger Mann. Er will die Vorgänge von damals „erklären, nicht verteidigen". Rechtlich lägen die Dinge so: Das „Lagern" von Obdachlosen sei in der Stadtverordnung nicht vorgesehen und daher eine Ordnungswidrigkeit, die es zu ahnden galt. In der Regel würden dazu Platzverweise ausgesprochen, den nächsten Schritt bildeten freiheitsentziehende Maßnahmen – der Gewahrsam. Mit dem „Rausfahren" von Obdachlosen sei man einen anderen Weg gegangen. Auch über die Häufigkeit diese Vorfälle lässt sich heute nur spekulieren: vielleicht zwanzig Mal im Jahr, vermutet Kurzer. Beendet hat man diese Praxis erst, als sich unter den aus dem Stadtbild Entfernten eine Minderjährige befand. Die Grenze des Tragbaren schien nun auch den Mächtigen überschritten.

> „Ein Konstrukt, das einer rechtlichen Prüfung nur schwer standhalten würde"

Heute sind diese Vorgänge unvorstellbar. Doch spätestens nach dem Gespräch mit Kurzer wird uns klar: Das „Agreement" über den Umgang mit Obdachlosen und anderen Nonkonformisten war keines nur zwischen Oberbürgermeister und Polizei, sondern auch eines zwischen beiden Instanzen und der Bevölkerung. Die Vorgänge waren ein offenes Geheimnis; hätte das Gros der Bevölkerung derlei nicht gebilligt, wären sie vermutlich nicht möglich gewesen. Es ist also nicht zuletzt eine völlig andere gesellschaftliche Welt, in die wir hier eingetaucht sind. Eine Welt der Kleinbürgerlichkeit, des Spießertums und befremdlicher Ordnungsvorstellungen. Wo Obdachlose, „Penner" und „Freaks" das Stadtbild stören und deshalb „entfernt" werden, wie es sich für einen Rechtsstaat nicht ziemt.

Keine Dokumente, knappe Aussagen, kaum Zeugen. Alles, worauf wir uns bei unseren Recherchen verlassen müssen, sind mündliche Überlieferungen und graue Erinnerungen. Am Ende steht weniger die Aufarbeitung eines vergessenen Skandals als der Bericht über einen Blick in die Vergangenheit dieser Stadt. **(hcm, kgr)**

Blutspendezentrale Heidelberg
Im Neuenheimer Feld 583 - Technologiepark -
IKTZ

Fürs Leben gerne Blutspenden

Spenden Sie zum ersten Mal bei uns?
Kommen Sie bitte mit einem gültigen Ausweis bis spätestens eine Stunde vor Spendenschluss, damit wir Sie umfassend und in Ruhe informieren können.

Spendezeiten:

Montag	8:00 - 12:00 Uhr	13:00 - 16:00 Uhr
Dienstag	-	13:00 - 18:00 Uhr
Mittwoch	8:00 - 12:00 Uhr	13:00 - 16:00 Uhr
Donnerstag	-	14:00 - 19:00 Uhr
Freitag	8:00 - 12:00 Uhr	13:00 - 16:00 Uhr
Samstag (immer am 2. Samstag des jeweiligen Monats)		09:00 - 13:00 Uhr

www.iktz-hd.de oder ☎ **650 510**

Angebote des Hochschulteams:

17.7. Der Internationale Arbeitsmarkt für Akademiker
Dominik Keindorf, ZAV
Neue Uni, HS 02, 18 Uhr, ohne Anmeldung

08.8. Check der Bewerbungsunterlagen
AA Heidelberg
Termine n.V. - Anmeldung per E-Mail

In Semesterferien offene Sprechstunde jeden Dienstag von 10 - 15 Uhr in Räumen der Zentralen Studienberatung und Studieninformation, Seminarstr. 2, 1. OG.

Agentur für Arbeit Heidelberg
Kaiserstraße 69 / 71, 69115 Heidelberg
E-Mail: Heidelberg.Hochschulteam@arbeitsagentur.de
www.arbeitsagentur.de

Bundesagentur für Arbeit

Amerikaner verlassen die Stadt

Konzept für die Nutzung der US-Flächen ist noch nicht vorhanden

Spätestens 2015 ziehen die letzten amerikanischen Streitkräfte aus Heidelberg ab. Knapp 190 Hektar Land lassen sie zurück – eine Fläche doppelt so groß wie die Altstadt. Die Stadt will einen Großteil der Liegenschaften erwerben. Deren Entwicklung könnte bis zu fünfzehn Jahre dauern.

„Hier müsste man aber mal lüften", merkt ein älterer Mann naserümpfend an. Beim Eintritt in das leere Wohnzimmer muss eine Frau kräftig niesen. Ein muffiger Geruch erfüllt den Raum, den man auch beim Begehen der weiteren Zimmer nicht los wird. Die über einhundert Quadratmeter große Wohnung steht seit Anfang Juni komplett leer. Ungefähr siebenhundert weitere werden ihr in den nächsten Wochen und Monaten im Mark Twain Village folgen.

MTV, wie es einfach nur genannt wird, liegt im Herzen der Heidelberger Südstadt. Neben zahlreichen Wohnungen befinden sich unter anderem eine Bibliothek, eine Kirche und eine High School auf dem Gelände. Es ist die erste Station auf der Fahrt durch Teile der US-Liegenschaften. 60 Bürger wurden per Losverfahren ausgewählt, um an dieser teilzunehmen. Später wird auch noch das Patrick Henry Village, weiter außerhalb Heidelbergs, angefahren. Alle ihrer fünf Standorte werden die amerikanischen Streitkräfte bis 2015 räumen. Dann beziehen sie ihr neues Hauptquartier in Wiesbaden.

Die Entscheidung der Amerikaner abzuziehen kam für die Stadt im Sommer 2010 „halbwegs überraschend", wie der Erste Bürgermeister, Bernd Stadel, zugibt. Oberbürgermeister Eckart Würzner war extra noch nach Washington gereist, um den kompletten Abzug zu verhindern. Genützt hat es nichts. Jetzt steht die Stadt vor der Aufgabe die Standorte zu entwickeln. „Wir sind aber nicht zu spät dran, da erst jetzt die Flächen frei werden und wir sie nun näher analysieren können", betont Stadel und verweist auf die im Herbst beginnenden Vorbereitenden Untersuchungen. Sie markieren den Beginn der zweiten Planungsphase, in der eine genaue Bestandsaufnahme der Flächen vorgenommen werden soll. Erst danach kann man einen wirklichen Planungsprozess beginnen, „sonst plant man ins Blaue", so Stadel. In der zweiten Phase soll es auch regelmäßig Besichtigungen der Flächen und „Ideenwerkstätten" für Bürger geben. Ohnehin will die Stadt bei der Diskussion um die Weiternutzung der Flächen ganz auf diesen setzen: „Die Bürgerbeteiligung wird auf ein neues Niveau gehoben." Größere Transparenz und noch frühere Information sollen maßgebend sein.

Foto: wikimedia commons/Sheliak

Das MTV hat eine Fläche von 43 ha und bietet Platz für gut 700 Wohnungen.

Ob jedoch die Flächen nach dem Abzug überhaupt in den Besitz der Stadt gelangen, ist noch gar nicht gesichert. Zunächst gehen sie in das Eigentum der Bundesrepublik Deutschland über. Für die Verwaltung und den Verkauf ist dann die Bundesanstalt für Immobilienfragen (BImA) zuständig. „Wir müssen die Flächen an den verkaufen, der am meisten bezahlt; das muss nicht zwangsläufig die Stadt sein", erklärt Christopher Auer von der BImA. Doch die Stadt besitzt das Planungsrecht – „das ist der Knackpunkt". Mit diesem Recht kann sie die Entscheidung über die Nutzung „in die richtige Richtung lenken." Sie kann also entscheiden, wo beispielsweise Wohn- und Gewerberäume entstehen sollen, muss diese aber nicht zwangsläufig erwerben.

„Die größte Gefahr ist, dass Investoren blind von der BimA kaufen könnten", gibt Barbara Greven-Aschoff zu bedenken. Dann könne die gleiche Entwicklung wie bei der Bahnstadt drohen. Dort sind die Preise für Wohnungen in den letzten Jahren rasant angestiegen, weil viele Investoren derzeit ihr Geld in Immobilien anlegen. Frau Greven-Aschoff sitzt für die Fraktion von Bündnis 90/Die Grünen im Heidelberger Gemeinderat, der am Ende über die Umsetzung des Planungsrechtes entscheiden muss. „Wir brauchen bezahlbaren Wohnraum in Heidelberg", gibt sie als oberste Priorität aus. Über die anschließende Nutzung kann auch sie derzeit nur mutmaßen. Für die Wohnflächen könne sie sich neben dem familienfreundlichen, bezahlbaren Wohnen, auch innovative Formen des Zusammenlebens vorstellen, natürlich dürfe auch die Kultur und die Kreativwirtschaft nicht zu kurz kommen.

Auch die von der Stadt angestoßene Bürgerbeteiligung sieht sie weniger euphorisch. „Bisher haben sich wenig einfache Bürger in die Diskussionen eingebracht." Vor allem Vereine nahmen bislang am Planungsprozess teil. Sie hofft aber, dass sich in der zweiten Phase, wenn es um die konkrete Nutzung der Standorte geht, gerade die um wohnenden Bürger stärker beteiligen.

So unklar die weiteren Planungen, so unklar ist auch der Zeitraum bis die Liegenschaften verwertet werden könnten. Vereinzelt könne es schnell gehen, insgesamt rechnet Frau Greven-Aschoff aber mit zehn bis fünfzehn Jahren, bis die Flächen vollständig entwickelt werden. Zeit also um das ein oder andere Fenster zu öffnen. **(mgr)**

Beachclub am Bahnhof

Kneipenkritik 71: „Der Garten"

Plakate verkünden seit Wochen, dass der Garten wieder geöffnet hat. Letzten Sommer hatte der Wohlfühl-Strand mitten in Heidelberg zum ersten Mal aufgemacht. Dieses Mal dürfte ihm wohl lange der wechselhafte Sommer zu schaffen gemacht haben, aber sollte es endlich dauerhaft schönes Wetter geben, könnte er leicht zu einem der beliebtesten Orte der Stadt werden. In einem Innenhof hinter der Halle 02 gelegen, verfolgt er ein ähnliches Konzept wie einst der auf der anderen Seite liegende Zollhofgarten: Strand, mediterrane Atmosphäre, kühle Drinks und angenehme Musik. Scheint die Sonne, so ist der Garten ein idealer Ort, um schon einmal Urlaubsatmosphäre aufkommen zu lassen. In mehreren Basthütten werden Getränke verkauft, Stühle und Liegen laden zum Sitzen ein und Sonnenschirme ermöglichen es, in den Schatten zu flüchten – oder bei Regen unter ein Dach. All das steht verstreut auf einer Sandfläche, ein Weg aus Holzplanken führt hinter Büschen daran vorbei, Bäume und Sträucher vervollständigen das Bild. Alles hier zeugt von der Absicht, eine ungezwungene Atmosphäre aufkommen zu lassen, und das gelingt dem Garten auch ausgesprochen gut. Ungestört kann man hier mit Freunden plaudern, Zeitung lesen oder dösen. Ein Kiesplatz bietet zudem die Möglichkeit, Boule zu spielen. Am Abend locken schließlich heiße Rhythmen auf die Tanzfläche. Montags gibt es Livemusik, der Eintritt ist meistens kostenlos und auch sonst sind die Preise in Ordnung.

Selbst dort, wo er durch den Blick auf einen Zaun oder auf eine Betonfläche ein bisschen wie ein Strand auf einer Baustelle wirkt, ist der Garten auf eine eigenartige Weise sympathisch, als würde das Provisorische seinen Reiz nur vergrößern. Allerding ist er relativ klein. Ist einmal etwas mehr los, so ist er schnell dicht gefüllt, und mit der Ruhe, sollte man sie suchen, ist es dann auch vorbei.

Doch er ist einen Besuch wert – ob zum Entspannen in der Klausurphase oder zum Feiern. Fehlt nur noch echtes Sommerwetter. **(mab)**

Foto: mab

Gefangen im Kreisverkehr

„Hässlichste Orte Heidelbergs" (2) - Der Römerkreis

Der Römerkreis, im Herzen des romantischen Heidelbergs, ist ein Sinnbild für alles, was stört. Doch was macht ihn so unerträglich?

Der Kaffee muss gut sein im Café am Römerkreis, denn die Aussicht hat jedenfalls sicherlich noch keinen Gast hierher gelockt. Ungewollt bleibt der Blick hier, wie beim Anblick eines heftigen Unfalles, am Gebäude des Landratsamtes des Rhein-Neckar-Kreises heften, das mit seinem Stil scheinbar an den Ost-Ampelmännchen orientiert ist, die rund um den Römerkreis blinken. Ein grauer Klotz, der ebenso verblichen wirkt wie die blauen und gelben Streben und Leisten, die vermutlich auch im Glanz der Jugend dieses Gebäudes nicht ästhetischer wirkten.

Der Römerkreis verbreitet allerdings auch an anderen Stellen eine solche Tristesse und Melancholie, das selbst die Blumen auf der Grünfläche in der Mitte des Kreises nicht so recht zu blühen scheinen. Vielleicht irritieren sie auch die Bahnen fast aller Heidelberger Straßenbahnlinien, die sich im Minutentakt ratternd und ächzend über den Platz schieben und dabei mit ihren orangenen Lackierungen ins abscheulich schräge Farborchester dieses Ortes einsteigen.

Zusammen mit den Bussen und Autos, die ebenfalls versuchen schnellstmöglich den Römerkreis zu passieren bilden sie ein lärmendes Chaos, das jedem Radfahrer und Fußgänger unweigerlich die Stimmung verdirbt, der sich ihm aussetzen muss. Eine unabhängige Studie unter Heidelberger Studenten aus dem Jahre 2011 bestätigt, dass Heidelberger, die den Römerkreis täglich überqueren müssen, ihre Lebensqualität deutlich geringer einschätzen. Zudem soll diese Personengruppe deutlich anfälliger für Herz-Rhythmusstörungen und Suchterkrankungen sein.

Foto: abc

Kein Ausweg? Eine von vierzehn Ampeln am Römerkreis.

Als sei ein kurzer Aufenthalt an diesem Ort nicht unangenehm genug, führen die vierzehn Ampeln an den Übergängen der Zufahrtstraßen dazu, dass eine Umrundung des Römerkreis mit dem Fahrrad sechseinhalb Minuten, zu Fuß sogar acht Minuten dauern kann, wenn man es mit der Straßenverkehrsordnung sehr genau nimmt. Eine halbe Ewigkeit für die Umrundung eines Kreisverkehres.

Historisch gesehen befindet sich der Römerkreis auf dem Gleisgebiet, das bis in die 50er Jahre zum Heidelberger Hauptbahnhof führte, bis dieser an seinen heutigen Platz vorverlegt wurde. Die Schneise, die dadurch im Heidelberg Stadtbild entstand, die Kurfürstenanlage, ist bis heute nicht wirklich zugewachsen. Da ist auch der riesige Römerkreis in ihrem Zentrum keine Ausnahme, der trotz seiner wüsten Leere im Zentrum des Verkehrschaos wie ein Krater daliegt.

Zusammen mit der überwiegend unattraktiven Bebauung lässt dieser Anblick wohl jedem Freund von Ästhetik und Harmonie, der in diesem Strudel gefangen ist, den Magen zusammenziehen. **(abc)**

„Eine absolute Sensation“

Professor Schulz-Coulon erläutert den Fund des Higgs-Teilchens

Mit großer Faszination verfolgte die Öffentlichkeit bislang die Suche nach dem Higgs-Boson. Wissenschaftler vom europäischen Kernforschungszentrums CERN gaben nun bekannt, das zum Gottespartikel stilisierte Teilchen vermutlich gefunden zu haben.

Das Gespräch führte Paul Eckartz

Herr Schulz-Coulon, als Teil der Heidelberger ATLAS-Arbeitsgruppe waren Sie an Planung, Umsetzung und nun am Betrieb des ATLAS-Teilchendetektors am CERN wesentlich beteiligt. Wonach wird in diesem gigantischen Experiment geforscht?

Es wird nach vielen Dingen geforscht. Am LHC, wo Atlas als eines von vier Experimenten steht, werden bei hohen Energien Protonen auf Protonen geschossen und diese Energien in Materie umgewandelt. Dabei wird versucht, neue Teilchen und Phänomene zu erforschen. Und eine der wesentlichen Fragen ist eben die nach dem Higgs-Teilchen.

Was genau ist eigentlich dieses berüchtigte Higgs?

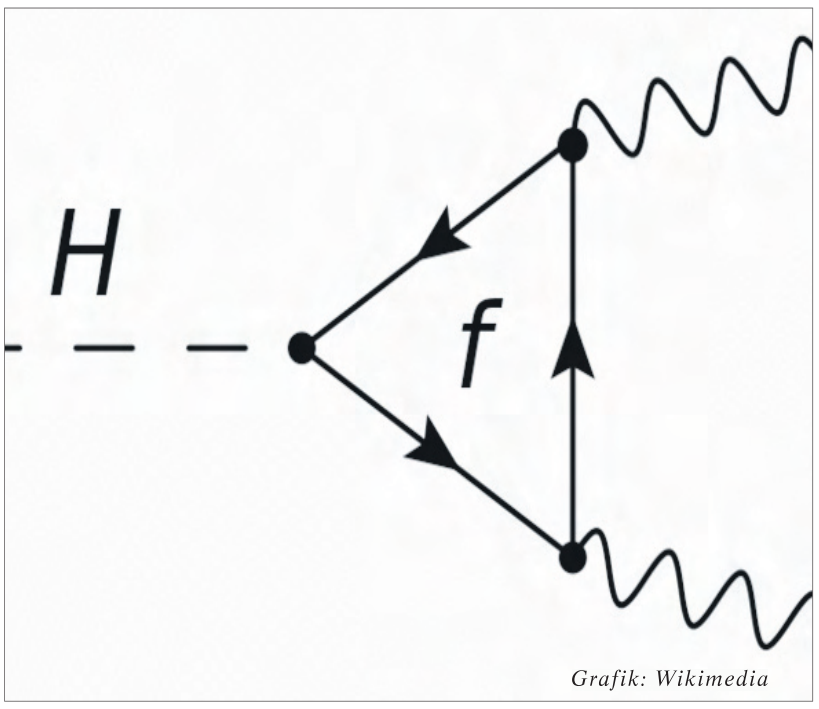
Das Higgs-Teilchen, oder das Higgs-Hintergrundfeld, gibt nach dem Standardmodell der Teilchenphysik den Elementarteilchen Masse. Das kann man sich so vorstellen: das Higgs selbst ist eine Anregung eines omnipräsenten Hintergrundfelds und die Elementarteilchen bewegen sich durch dieses Feld ähnlich wie ein Löffel durch Honig. Und durch die Wechselwirkung mit diesem Hintergrundfeld werden die Teilchen träge, so wie ein Löffel auch schwerer durch Honig zu bewegen ist als durch ein Vakuum.

Am 04.07. gab das CERN bekannt, dass sowohl ATLAS, als auch der CMS-Detektor vermutlich ein neues Teilchen entdeckt haben- womöglich das Higgs-Boson. Was hat es damit auf sich?

Das Higgs-Feld kann Anregungen haben, die dann speziell zerfallen. Und diese Anregungen nennen wir Higgs-Teilchen. Wir haben jetzt Zerfallssignaturen gefunden, die darauf hinweisen, dass wir ein neues Teilchen gefunden haben. Das Higgs zerfällt zum Beispiel in zwei Photonen. Diese Photonen sieht man als Energieeinträge in unserem Detektor. Und in einem Bereich, der einer Masse von etwa 126 Gigaelektronenvolt entspricht, sieht man einen kleinen Überschuss an Ereignissen über einem relativ großen Hintergrund. Dieser Überschuss ist so hoch, dass die Wahrscheinlichkeit, dass es sich um eine rein zufällige Fluktuation handelt, etwa eins zu zehn Millionen beträgt. Beide Experimente haben eine solche Signatur gefunden und gesagt: das ist etwas Neues. Das sagt natürlich noch nichts über die Eigenschaften des Teilchens, das da zerfällt, aus. Vom Higgs-Boson erwarten wir zum Beispiel, dass es keinen Spin hat. Um herauszufinden, ob es sich um das Higgs handelt, wie wir es erwarten, braucht man noch mehr Statistik.

Dies bedeutet also keineswegs das Ende der Forschung. Was wird sie in Zukunft beschäftigen?

Man weiß nie so genau, was die Forschung bringt. Auch wenn das Higgs jetzt gefunden wurde, gibt es in der Physik eine Reihe offener Fragen, die wir im Rahmen des Standardmodells nicht erklären können. Da ist die Frage nach der Dunklen Materie. Was ist das eigentlich? Es gibt Theorien, die vorhersagen, dass diese Dunkle Materie aus neuen, supersymmetrischen Teilchen besteht. Die sind noch nicht gefunden worden. Der LHC soll noch einmal repariert werden, um die geplante Energie von 14 TeV (Terraelektronenvolt) zu erreichen. Mit diesem Mehr an Energie und Mehr an Statistik hofft man, neue Phänomene jenseits des Standardmodells zu finden. Wer weiß, was die Physik bringt?



Grafik: Wikimedia

Feynman-Diagramm des Zerfalls eines Higgs-Bosons in zwei Photonen

Was genau ist Ihre Aufgabe in der Heerschar der Wissenschaftler, die für dieses Experiment kooperieren?

Die Gruppe, die ich hier in Heidelberg leite, hat schon mit meinem Kollegen Herrn Meier über 15 Jahre den Trigger entwickelt. Dazu muss man vielleicht ein bisschen ausholen. Am LHC werden Protonen auf Protonen geschossen und zwar fünfzig Millionen Mal pro Sekunde. Dabei gibt es jedes Mal ein bis fünfundzwanzig Kollisionen. Die sind natürlich nicht alle interessant. Das Higgs-Teilchen findet man in einer aus einer Milliarde Kollisionen. Nun kann man nicht alle Kollisionen abspeichern: Jede einzelne hat eine Größe von 1,5 Megabyte. Deshalb muss man diese Daten vorselektieren. Diese Vorselektion, die während des Betriebs direkt geschieht, ist das, was der Trigger macht. Er schaut zum Beispiel, ob es zwei Energieeinträge im Detektor gibt, die nach zwei dieser Photonen aussehen, in die das Higgs zerfällt. Und speziell diesen Teil des Triggers, den sogenannten Pre-Prozessor, der 128 mal am CERN steht, hat Heidelberg in Zusammenarbeit mit Engländern, Schweden, Amerikanern und anderen deutschen Instituten gebaut. Trotzdem ist diese Kollaboration relativ klein.

Ist diese enorm kleinschrittige Arbeit an einem derart großen Experiment nicht frustrierend?

Nein, das ist nicht frustrierend. Die Atlas-Gruppe besteht aus etwa zwanzig Leuten hier in Heidelberg und jeder hat seine kleine Aufgabe. Also auch im Rahmen einer Diplomarbeit kann jemand zum Beispiel die richtige Zeit-Synchronisation des Triggers einstellen. Eine Detailfrage, über die man aber sehr detailliert und interessant reden kann. Und die Daten werden durchaus auch gesehen. Natürlich nicht von allen dreieinhalbtausend Physikern, aber von den fünfzig, sechzig, die am Trigger mitarbeiten. Auch ein Diplomand kann also sehr wohl seinen eigenen Beitrag leisten. Und für mich ist das genauso. Die Gruppe als solche leistet zu diesem Experiment wesentliche, kleine Beiträge, die aber individuell sichtbar sind.

Was bedeutet denn nun die Entdeckung des Higgs für die Physik und den Rest der Welt?

Ich denke es ist eine absolute Sensation, wenn 1964 ein Modell aufgestellt wird und sich dann zehntausende von Wissenschaftlern zusammensetzen und ein Gerät von der Dimension des LHC bauen, weil wir sonst die Welt der Teilchenphysik nicht verstehen. Wenn es das Higgs nicht gegeben hätte, hätten wir ein ganz klares Defizit im Verständnis unserer Welt. Ich glaube allein die Tatsache, dass die Menschheit einer solchen Sache fähig ist – sie zu erdenken, sie zu bauen und das Higgs dann tatsächlich zu finden – ist bemerkenswert.

Das Higgs-Boson und die jahrzehntelange Suche danach

Das Standardmodell der Teilchenphysik ist die heute gängige Beschreibung der Elementarteilchen, aus denen die Materie aufgebaut ist, und der Wechselwirkungen zwischen ihnen. Trotz einiger Unvollkommenheiten ist es als physikalische Theorie insofern recht ausgereift, als dass die meisten seiner Vorhersagen durch Experimente bestätig wurden. Die dem Modell zugrunde liegende Mathematik fordert allerdings, dass einige Elementarteilchen, deren Masse bereits experimentell nachgewiesen wurde, eigentlich keine Masse besitzen dürften.
Zur Auflösung dieses Widerspruchs dient ein im Jahr 1964 von drei unabhängigen Arbeitsgruppen, denen auch der britische Physiker Peter Higgs angehörte, formulierter theoretischer Mechanismus: ursprünglich masselose Teilchen erhalten demnach durch die Wechselwirkung mit einem Hintergrundfeld dennoch eine Masse. Dieser nach Higgs benannte Mechanismus sagt unter anderem die Existenz eines weiteren Teilchens, des Higgs-Bosons, vorher. Dessen experimenteller Nachweis wäre somit eine fundamentale Bestätigung des Standardmodells.
Bereits 1994 beschloss das europäische Kernforschungszentrum CERN den Bau eines neuen Teilchenbeschleunigers, dessen Ziel neben einer Präzisierung bereits bestehender Messungen und Experimenten zur Physik jenseits des Standardmodells vornehmlich die Suche nach dem Higgs sein sollte. Zehn Jahre nach dem Baubeginn des LHC (Large Hadron Collider) im Jahr 1998 passierten am 10. September 2008 die ersten Protonenstrahlen den unterirdischen Beschleunigerring von fast 27 Kilometern Umfang. Bei den Kollisionen dieser Strahlen werden bislang Energien von sieben Terraelektronenvolt erreicht, sodass die Protonen beinahe mit Lichtgeschwindigkeit kollidieren. Diese enorme Energie ist nötig, um Higgs-Bosonen zu erzeugen, deren Zerfallsprodukte dann von den Detektoren des LHC beobachtet werden können. Zu diesen zählt auch ATLAS (A Toroidal LHC Apparatus- also in etwa „Wulstförmiger LHC-Apparat“), an dem die Uni Heidelberg mit einer Forschungsgruppe beteiligt ist.

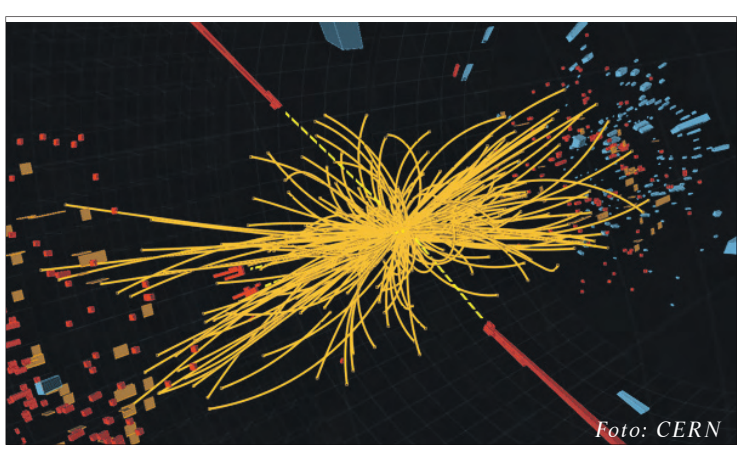


Foto: CERN

Proton-Proton-Kollision im CMS-Detektor

Im Schlaf hellwach sein

Selbst für Wissenschaftler sind Klarträume ein exotisches Phänomen

Es gibt Träume, in denen der Schlafende sich bewusst ist, dass er träumt. Mit diesem Wissen ausgerüstet kann die eigene Traumwelt verändert und manipuliert werden. Damit eröffnen diese sogenannten Klarträume die Möglichkeit, sich im Schlaf seine eigene kleine Welt zu basteln.

Träume sind bis heute ein für die Forschung ungelöstes Rätsel. Ob Psychologie, Neurobiologie oder die Disziplinen, die sich im Querfeld beider gebildet haben; eine überzeugende Erklärung für Sinn und Zweck des Träumens konnte keine dieser Forschungsrichtungen bisher liefern. Dieser Ratlosigkeit ist es wahrscheinlich zu verdanken, dass der Traumforschung bis heute ein esoterisches Stigma anhaftet.

Das Phänomen des Klartraums gilt sogar unter Traumforschern als exotisches Thema. Beschreibungen finden sich schon bei Aristoteles und die Fähigkeit zum Klarträumen ist Bestandteil religiöser Praktiken in bestimmten Zweigen des Buddhismus. Doch viele Wissenschaftler lehnten dieses Phänomen bis in die 1980er Jahre ab, zum Teil wegen Mangel an empirischen Befunden und zum Teil weil manche Forscher das Konzept des Klartraums für ein Paradoxon hielten.

Tadas Stumbrys, Doktorand am Institut für Sportwissenschaften in Heidelberg, muss sich in seiner Promotionsarbeit nicht mehr den Kopf darüber zerbrechen, die Existenz von Klarträumen zu beweisen. Der amerikanische Schlafforscher Stephen LaBerge war es, der 1980 den ersten experimentellen Nachweis eines Klartraums erbrachte. Bei dem Versuch benutzte er ein EOG, (Elektrookulogramm) das die Aktivität der Augenmukulatur aufzeichnet. In der Traumforschung sind diese Geräte besonders bei der Untersuchung der REM-Schlafphase (Rapid eye movement) essentiell, weil während dieser Phase alle willkürlichen Muskeln des Körpers mit Ausnahme der Augenmuskulatur ausgeschaltet sind.

LaBerge vermutete, dass Klarträume während der REM-Phase passierten und vollführte jedes Mal, wenn er im REM-Schlaf luzide wurde, eine spezifische mit einem anderen Versuchsteilnehmer abgesprochene Links-Rechts-Augenbewegung. Das dazu korrespondierende elektrische Signal, das seine Augenmuskeln aussandten, hob sich im EOG von den ungerichteten Augenbewegungen ab und ermöglichten durch die vorherige Absprache eine begrenzte Form der willentlichen Kommunikation zwischen Träumenden und außenstehenden Beobachtern. Ein Vorgang, der in der Traumforschung bis dato als unmöglich galt.

Für Tadas Stumbrys und Klartraumforscher weltweit ist LaBerges Versuch mittlerweile Standard, um von ihren Probanden die Bestätigung zu erhalten, dass sie einen Klartraum beginnen. Stumbrys Experimente, die er im Schlaflabor des ZI-Mannheim (Zentralinstitut für seelische Gesundheit) durchführt, konzentrieren sich bisher auf zwei Aspekte: In seiner ersten Versuchsreihe vergleicht er die Leistungen zweier Probandengruppen bei einer motorischen Aufgabe. Für seinen Versuch müssen die Probanden Münzen aus einer festgelegten Entfernung in einen Korb werfen. Beide Gruppen üben für die Aufgabe, doch während die einen in der Realität trainieren, übt die andere Gruppe ausschließlich im Klartraum. Die Auswertung ergibt bisher, dass das Training im Klartraum dem Training im Wachzustand unterlegen ist. Beim Vergleich mit Probanden, die überhaupt nicht geübt haben, erwiesen sich die Klarträumer jedoch als zielsicherer.

Im zweiten Aspekt seiner Versuche möchte Stumbrys den Klartraum künstlich im Kopf seiner Probanden erzeugen. Dazu sendet er elektrische Stimuli über die Kopfhaut zum Präfrontalcortex. Dieser ist bei regulären Träumen kaum aktiv, arbeitet jedoch nachweislich, wenn die Versuchsperson einen Klartraum erlebt. Auf die Frage hin, wie die Erfolgsquote bei dieser Methodik aussieht, erwidert Stumbrys lediglich, dass er bei dieser Versuchsreihe „noch ganz am Anfang steht."

Foto: xmu

Beim Einschlafen beginnt das Abenteuer erst.

Allerdings betont er den potentiellen Nutzen eines solchen Versuchs. „Das größte Hindernis für mich ist es, ausreichend Probanden zu finden, die in der Lage sind, wöchentlich Klarträume zu erleben." Laut einer Statistik von Daniel Erlacher, Stumbrys Vorgänger in der Sportwissenschaft, haben etwa 80 Prozent der befragten Personen in ihrem Leben schon mal einen Klartraum erlebt, aber bei gerade mal zwei Prozent geschehen diese mehrmals in der Woche. Der Pionier der Klartraumforschung LaBerge könnte Stumbrys bei seinem Vorhaben jedoch schon zuvorgekommen sein. Das von ihm gegründete Lucidity Institute bietet neben kommerziellen Selbsterfahrungskursen auch ein Gerät (Novadreamer) an, das angeblich Klarträume hervorruft. Wer jetzt jedoch ohne Maschine in die Welt der Klarträume hineinschnuppern möchte, für den gibt es im Buchhandel eine Fülle an Ratgebern zum Thema. **(xmu)**

„Wir müssen interdisziplinär arbeiten"

Die Heidelberger Tanzwissenschaftlerin Hanna Walsdorf über Tanz und Ritual

Hanna Walsdorf forscht seit 2009 in Heidelberg zum Thema Ritualisierung im Barocktanz und unterrichtet am Musikwissenschaftlichen Seminar. Im *ruprecht*-Interview spricht sie über ihr Forschungsgebiet, Tanz in der deutschen Vergangenheit und tanzende Jesuiten.

Das Gespräch führte Tim Sommer

Frau Walsdorf, Sie haben in Salzburg, Bonn und Bern studiert. Wie sind Sie dabei zur Tanzwissenschaft gekommen? Das ist ja doch ein eher ausgefallenes Forschungsgebiet.

Es ist ein sehr kleines Fach, das stimmt. Ich bin auch eher zufällig da hinein geraten. Ich wollte ursprünglich nur Musikwissenschaft studieren, hatte in Salzburg dann aber eine Pflichtvorlesung über Tanzgeschichte und die hat mich gewissermaßen angefixt. Dann habe ich begonnen, mich nach und nach auf Tanzwissenschaft zu spezialisieren.

Tanzwissenschaft hört sich so exotisch an, dass man noch nicht einmal mit einem Klischee darüber aufwarten könnte. Was genau macht man als Tanzwissenschaftlerin?

Dass es noch keine Klischees über das Fach gibt, liegt sicher daran, dass es noch sehr jung ist. In Deutschland besteht die Tanzwissenschaft aus sehr wenigen Kolleginnen - die meisten davon arbeiten historisch, über die europäische Tanzgeschichte. Der zweite große Zweig der Disziplin ist die Ethnochoreologie, eine Unterdisziplin der Musikethnologie, die sich vor allem mit Volkstänzen beschäftigt, und zwar oftmals nicht mit denen der eigenen Kultur, sondern mit möglichst exotischen Tanzformen.

Generell sind wir Tanzforscher immer darauf angewiesen, interdisziplinär zu arbeiten: Es gibt Berührungspunkte mit Musikwissenschaft, Kunstgeschichte und Theaterwissenschaft – je nach Fragestellung auch mit Soziologie oder empirischer Verhaltensforschung.

Sie haben über „politische Instrumentalisierung von Volkstanz in den deutschen Diktaturen" promoviert. Zu welchen Ergebnissen sind Sie dabei gekommen?

Ich habe die beiden Systeme, Nationalsozialismus und DDR, verglichen und festgestellt, dass beide den Volkstanz instrumentalisiert haben. Die Ideologeme waren natürlich gegensätzlich, aber es ging in beiden Fällen um die Stiftung einer ideologiekonformen Identität. Es wurde sehr genau festgelegt, was ein „deutscher" beziehungsweise ein „demokratischer" Volkstanz ist, welche Tänze verboten sind, welche erlaubt sind, und warum.

Einer Ihrer Artikel trägt den Titel „Masse Macht Tanz". Wie hingen diese drei Begriffe beispielsweise bei den Nationalsozialisten zusammen?

Im Dritten Reich wurde, der Ideologie entsprechend, der Gruppentanz als Massentanz bevorzugt und auch als Blendwerk eingesetzt – zum Beispiel bei Festspielen oder Volkstanzwettbewerben, die es regelmäßig gab. Massentänze wurden sehr gerne genutzt, um die Masse als einheitlich und geordnet darzustellen und die Macht des Systems zu demonstrieren.

Wenn Volkstanz das Modell war, wie ist es den anderen Tanzformen ergangen?

Den Ausdruckstanz hat die nationalsozialistische Kulturpolitik quasi ausgelöscht. Das Ballett blieb interessanterweise noch erlaubt, allerdings hatte man da das Problem, dass es ursprünglich aus Frankreich kommt. Bei den Repertoirestücken hat man sehr genau ausgewählt, was irgendwie noch einen Bezug zu Deutschland haben könnte. Man hat regelrechte Theorieakrobatik betrieben, um die Pflege des „deutschen Balletts" im NS-Staat zu rechtfertigen.

Foto: privat

Hat ein ausgefallenes Forschungsgebiet: Hanna Walsdorf.

Fred Astaire hat einmal gesagt, Tanz sei Esperanto mit dem ganzen Körper. Ist Tanz denn nicht eigentlich eine völkerverbindende Sprache, die alle sprechen?

Das geht in dieselbe Richtung wie die Behauptung, Musik sei eine Weltsprache, was auch völliger Quatsch ist. Tanz ist genau so wenig wie Musik ein universelles Mittel der Verständigung. Das ist eine schöne Idee, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass es Universalien in der Kultur nicht (oder kaum) gibt.

Wir verstehen indischen Tempeltanz nicht, wenn wir uns nicht ausführlich damit beschäftigt haben, und indische Tempeltänzer verstehen das Ballett nicht. Diese Systeme sind in ihrem Bewegungsfundus derart ausdifferenziert und kodifiziert, dass man sehr viel Studium investieren muss, um sie verstehen zu können.

Momentan sind Sie Mitarbeiterin im Heidelberger Sonderforschungsbereich „Ritualdynamik" – ein Schwerpunkt Ihrer Forschungen ist dabei *Louis-le-Grand*, eine Pariser Jesuitenschule. Welche Ritualfunktion hatte Tanz dort?

Tanz heißt dort Ballett in einem Ritual. Das Ballett im Schultheater war Teil einer Preisverleihung, einem akademischen Ritual, in dessen Rahmen jedes Jahr ein Ballett mit wechselnden Inhalten aufgeführt wurde. Obwohl es dem *Ballet de cour* formal sehr ähnlich war, lässt sich das *Ballet de collège* selbst nicht mehr als Ritual deuten. Der Rahmen hatte sich so radikal geändert, dass nicht mehr der Tanz, sondern die schulische Feier, in deren Rahmen er stattfand als rituell beschrieben werden kann. Wir haben es hier also mit einem Ritualtransfer zu tun.

Tanz verbindet man ja doch eher mit Weltlichkeit und Profanität. War das für tanzende Jesuiten nicht problematisch?

Das war auch immer ein großer Kritikpunkt der konkurrierenden Orden, die es natürlich gar nicht gut fanden, dass die Jesuiten mit ihren Ballettaufführungen so viel Erfolg hatten.

Allerdings haben die Jesuitenpatres nicht selbst getanzt, das war in der Ordensregel nicht vorgesehen. Es wurden Choreographen und Musiker von der Pariser Oper geholt, die dann mit den Schülern jedes Jahr ein Ballett eingeübt haben. Tanz wurde also outgesourct.

Vielen Dank für das Gespräch, Frau Walsdorf.

Mekka für Blues am Neckar

Heidelberg ist die heimliche Hauptstadt des unbekannten Tanzes

Ein bereits in Vergessenheit geratener Tanzstil bahnt sich momentan seinen Weg zurück aufs Parkett: der Blues. Wöchentliche Treffen in Heidelberg ziehen Bluesfreunde aus ganz Deutschland und dem nahen Ausland an, die gemeinsam das Tanzbein zum Bluessound schwingen.

Blues wird spontan oft mit einer eher ruhigen, melancholischen Musikrichtung assoziiert und es stellt sich die Frage: „Wie soll man zu dieser Musik tanzen können?“ Doch der Blues ist vor allem eines: Ausdruck von Emotionen. Und weil diese auf unterschiedliche Art und Weise ausgedrückt werden können, stellt sich auch der Bluestanz als sehr vielfältig dar.

Da er erst vor wenigen Jahren ein von den USA ausgehendes Revival erfahren hat, sind die Angebote zum Erlernen dieses Tanzstils noch recht spärlich. Eine Ausnahme bildet Heidelberg. Seit drei Jahren finden hier regelmäßige Tanztreffen für alle Bluesfreunde statt.

Jeden Freitag ab 20.30 Uhr wird in die Kirchstrasse 2 zu einem „Social“, auch als „The Blues Sauna“ bekannt, eingeladen, bei dem jeder Bluesfreund herzlich willkommen ist. Organisiert und professionell betreut werden die Treffen der Bluescommunity von drei jungen Frauen, die neben Blueskursen unter anderem auch Swing- und Jazz-Workshops in und außerhalb von Heidelberg unterrichten.

Der Bluestanz in Heidelberg hat dadurch inzwischen eine kleine aber treue Anhängerschaft gefunden. Heidelberg ist laut den Organisatorinnen bisher nämlich die einzige Stadt in Deutschland, in der es regelmäßig Tanzabende und Kurse ausschließlich für Bluesbegeisterte gibt.

In anderen Städten wird der Bluestanz hingegen nicht für sich, sondern eher innerhalb von Swing- und Jazztanzangeboten abgehandelt, was dazu führt, dass auch viele Bluesfans von außerhalb nach Heidelberg gelockt werden.

Beim wöchentlichen Treffen am Freitagabend wird meistens eine kleine Lerneinheit vorangestellt, bevor das freie Tanzen eröffnet ist. Zum Mittanzen sind keine Vorkenntnisse und auch kein fester Tanzpartner nötig – jeder kann mit jedem tanzen oder auch alleine.

Das funktioniert vor allem deshalb, weil feste Schrittfolgen und Figuren, wie sie bei den meisten Standardtänzen gelehrt werden, beim Bluestanz nicht üblich sind. Vielmehr kommt es darauf an, spontan auf die Bewegungen des Partners zu reagieren und die Musik individuell zu interpretieren.

In den Bluestanz fließen Elemente aus anderen Tanzstilen wie dem Jazz, dem Swing oder dem Tango Argentino mit ein, was dem Tanz seine Vielfältigkeit verleiht. Wer also keine Lust auf das Auswendiglernen von Bewegungsabläufen hat und sich stattdessen lieber instinktiv auf die Musik einlassen und bewegen möchte, der ist hier gut aufgehoben.

Foto: Christopher Allen

Bei der wöchentlichen „Blues-Sauna“ bleibt kaum ein Hemd trocken.

Die wöchentlichen Bluestreffen bieten eine Abwechslung und Ergänzung zu dem vielfältigen Angebot an Tanzkursen, das es in Heidelberg bisher gibt. Wer nicht zu Bluesmusik tanzen möchte, der kann auf eine große Auswahl vor allem lateinamerikanischer Tänze zurückgreifen.

So bietet beispielsweise der Hochschulsport wöchentlich Kurse sowohl für Anfänger, als auch für Fortgeschrittene an, die meisten davon sind für Studierende kostenlos.

Der nächste mehrtägige Blues-Workshop in Heidelberg findet vom 10. bis 12. August 2012 statt, nähere Informationen dazu findet man auf www.bluesinheidelberg.de. **(mlo)**

Die Tänzer der Bluescommunity sind auch regelmäßig bei den Bluesnights im Heidelberger Hauptbahnhof anzutreffen. Hier konnte man diesen Sommer bereits dreimal kostenlos in den Genuss von Livemusik kommen.

Alle Bluesfans sollten sich daher den 31. August vormerken. Ab 19.00 Uhr findet dann mit „Johnny Rieger und Band“ das vierte und letzte Konzert der Veranstaltungsreihe statt.

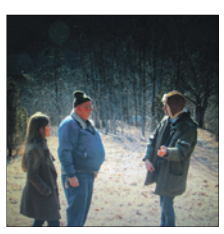
Dirty Projectors

Swing Lo Magellan

Der neueste Auswurf von David Longstreth ist für ein immerhin schon neuntes Album erstaunlich zurückhaltend. Der Opener „Offspring Are Blank“ erinnert erst an das experimentelle „The Getty Address“ und entwickelt sich dann zum bisher rockigsten Song der Band. Die übrigen 11 Lieder sind überwiegend ruhig und besitzen fast Singer/Songwriter-Charakter – wäre da nicht die besondere Umsetzung der Ideen. Dirty Projectors ist ja längst nicht mehr Longstreths Soloprojekt, sondern eine ganz eigene Ausprägung.

Songs wie „Gun Has No Trigger“ werden von seinem Gesang und seinen Texten getragen, unterstützt wird er von Haley Dekle und Amber Coffman, deren Stimme aus der Band nicht mehr wegzudenken ist und die mit „The Socialites“ wieder ein ganzes Lied übernimmt. Die Gitarre ist gewohnt verspielt, was gerade auf „Dance for You“ zur Geltung kommt. Das Besondere an den Kompositionen ist einerseits die Rhythmusgruppe – Handclaps und Effekte über Brian McOmbers passendem Schlagzeugspiel –, andererseits der Einsatz von Elementen, die seit 2007 den Sound der Band ausmachen: Streicher und die Stimme als eigenes Instrument.

Sie ist wie auf den Vorgängern der wichtigste Bestandteil der Songs und verleiht ihnen eine Spontaneität, die Swing Lo Magellan zu einem wunderbar warmen Album machen. Man kann sich die Projectors bei „Unto Caesar“ dank aufgenommener Gesprächsfetzen sogar fast als Straßenmusiker vorstellen. Und zwar von der Sorte, die man sich gerne anhört. **(pfi)**



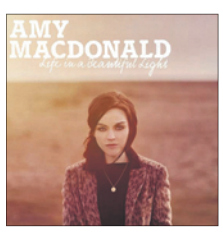
Amy Macdonald

Life in a Beautiful Light

Die Schottin mit der Gitarre ist zurück. Und wie schon in der Vergangenheit beweist Amy Macdonald ihr Songwriter-Talent auch auf dem neuen Album: Sie schrieb alle Songs selbst. Inhaltlich variieren die Themen: In „Slow it down“ singt sie über ihre Leidenschaft: schnelle Autos. Übertragbar ist der Text auch auf ihre Karriere, denn Macdonald befindet sich auf der Überholspur: Das dritte Album schaffte es hierzulande wieder auf Platz 1 der Charts. Impressionen aus dem Fußballstadion sind im Glasgow-Song „The Green and the Blue“.

Doch selten, so die Sängerin, schreibt sie über sich selbst: „Across the Nile“, ein sanfter, hymnischer Song, handelt vom Sturz des ägyptischen Diktators. In der Ballade „Left that body long ago“ besingt Macdonald Alzheimer, jene Krankheit, an der auch ihre Großmutter litt. In auffällig hohen Tönen singt die Schottin über dieses Leiden aus der Perspektive einer betroffenen Person – eine Tatsache, die den sowieso schon sehr traurigen Song noch ergreifender macht. Doch viel Zeit zum Seufzen bleibt nicht: „Life in a Beautiful Light“ folgt, ja stürmt fast daher. Das ist bei weitem die rockigste und fröhlichste Nummer auf dem gleichnamigen Album – und unglaublich eingängig. Sicher ist: Der ein oder andere wird schon beim zweiten Refrain mit einstimmen.

Anfangs sind die Lieder etwas eintönig und reißen nicht so recht mit. Doch ab „Across the Nile“ kommt das Album in Fahrt. Und spätestens ab „Left that body long go“ überzeugt Macdonalds dritte LP endgültig.**(szi)**



Cosmopolis

Robert Pattinson als Finanzspekulant in der Verfilmung eines DeLillo Romans? Wenn der Regisseur David Cronenberg heißt, ist dieses Szenario möglich.

Cosmopolis erzählt die Geschichte des Milliardärs Eric Packer, der in einer Limousine zu seinem Lieblingsfriseur gefahren wird, während um ihn herum das Chaos herrscht. Grund dafür ist der Besuch des amerikanischen Präsidenten, der unkontrollierte Demonstrationen auslöst und für endlose Staus sorgt. Der Hauptschauplatz ist dementsprechend das Innere des Autos. Die Unterhaltungen zwischen Eric und seinen verschiedenen Untergebenen bestimmen den Film und charakterisieren den Protagonisten. Interessant dabei: Bis auf den Bodyguard und Erics Frau tritt jeder Nebencharakter genau einmal auf, was der Handlung im meist stehenden Taxi Bewegung verleiht. Je öfter sich der egomanische Milliardär aus seinem Taxi begibt, desto stärker eskaliert die Situation. Über Erics Motive kann man am Anfang nur spekulieren, doch beim Showdown, auf den sich die Handlung von Beginn an hin entwickelt, wird die Charakterstudie logisch geschlossen.

Pattinson kann in seiner Rolle überzeugen, auch wenn er anfangs ein bisschen unbeholfen in der Rolle des selbstsicheren Milliardärs wirkt. Die Dialoge wirken absurd, häufige Fragen wie „Habe ich das wirklich?“ lassen den Zuschauer an der filmischen Realität zweifeln. Der Film bietet viele komische Momente, etwa wenn Mathieu Amalric als Torten werfender Attentäter auftaucht. Zuweilen muss die Nachvollziehbarkeit einzelner Aktionen zugunsten der Dialoge vernachlässigt werden. Dennoch ist der Film eine spannende Limofahrt durch eine unpersönliche Weltstadt. **(pfi)**

Sprechen über den Tod …

… mit Matthias Dubischar

Matthias Dubischar (Foto) ist 23 Jahre alt, studiert Medizin und hat einen außergewöhnlichen Nebenjob, in dem schwarzer Humor vermutlich noch zu hell ist: Er arbeitet als Aushilfe bei einem Bestattungsunternehmen.

Wir sprechen mit Dir über den Tod, weil Du ihm besonders nahe bist: Wie kommt man auf die Idee, beim Bestatter zu jobben?

Das hat sich so ergeben – das Bestattungsunternehmen gehört der Tante einer guten Freundin und die haben eine Aushilfe gesucht. Ich hatte da keine Berührungsängste, weil ich den Umgang mit Verstorbenen schon aus dem Krankenhaus kannte.

Gibt es in Deinem Job Momente, in denen man sagt: Der Job macht Spaß?

Es ist jetzt keine richtige Freude, aber ein gutes Gefühl, wenn man die Verstorbenen, die vielleicht nach einer OP vernarbt sind und nichts anhaben, für die Angehörigen so herrichten kann, dass sie friedlich im Sarg liegen und man sie auch anschauen kann.

Wenn’s mit dem Studium nichts wird, wirst Du dann Bestatter?

Ich habe es mir tatsächlich mal überlegt, aber nicht ernsthaft.

Der Image-Film des Bundesverbands Deutscher Bestatter hat den Titel: „Am Ende der Reise gut ankommen“ – hast Du mit dem Leichenwagen schon einmal einen Unfall gebaut?

Nein, bis jetzt noch nie. Wobei man sagen muss, dass alle Einfahrten zur Pathologie eine Frechheit sind. Da kommt man mit den großen Wägen kaum rein. Ich gebe mir auch Mühe vorsichtig zu fahren, wenn Verstorbene im Auto sind und nicht zu rasen.

Wie ungewöhnlich findest Du Deinen Job auf einer Skala von eins bis zehn?

Er ist nicht besonders ungewöhnlich, vielleicht eine zwei oder drei.

Letztlich ist Dein Job also wie ein Job bei McDonalds: Nach dem Arbeiten muss man sich umziehen und duschen.

Ja, das muss man unbedingt – zu Hause und in der Uni wollte ich wirklich nicht in den Kleidern rumsitzen. **(jdb)**

Foto: rup

Die gescheiterte Revolution

Einst als Buch der Zukunft gesehen, verkauft sich das eBook kaum

In den Neunzigern galt das eBook als das Buch des digitalen Zeitalters. Tatsächlich bieten fast alle Buchhändler inzwischen eBooks an. Doch das gedruckte Buch hat es bisher noch nicht ersetzt. Mehr als ein Jahrzehnt nach seiner Erfindung fristet es ein Dasein als Nischenprodukt.

Foto: mab

Bisher hat das eBook das gedruckte Buch nicht verdrängt.

Man sieht es nicht, doch die Menschen lesen es, in Bussen und Bahnen, in Cafés, geschützt hinter einem anonymen Gehäuse, das nichts darüber verrät, was man da liest. „Fifty Shades of Gray“ hat für ein gewisses Aufsehen gesorgt, ein erotischer Roman, von der Kritik kaum nach Erscheinen verrissen. Und doch hat es einem in der öffentlichen Debatte fast in Vergessenheit geratenen Phänomen zu neuer Aufmerksamkeit verholfen: Vor wenigen Tagen knackte es als erstes eBook die Eine-Million-Verkaufsmarke.

Ende der achtziger Jahre tauchte das eBook (häufig auch ebook oder E-Book geschrieben, manchmal auch E-Buch genannt) in der Buchszene auf. Es schien ein konsequenter Schritt auf dem Weg zur digitalen Informationsgesellschaft zu sein, der etwa zeitgleich mit dem Siegeszug des Internets begann. Dessen eigentliche, seinen Erfolg begründende revolutionäre Bedeutung lag schließlich darin, Inhalte für jeden zugänglich zu machen, der einen Internetanschluss hat, unabhängig von sozialen, geographischen oder sonstigen Grenzen. Auch das eBook schien diese Bedingungen zumindest teilweise zu erfüllen. Schließlich verhieß es, überall auf eine große Anzahl an Büchern zugreifen zu können. Das eBook an sich ist eine rein digitale Version eines Buches. Alles, was man zum Lesen braucht, ist ein Computer, Smartphone oder Tablet, in den Anfangsjahren auch häufig eine CD, auf der die Inhalte waren. Heute denkt man bei dem Namen vor allem an die speziell entwickelten Lesegeräte, die eBook-Reader. Der Traum von der Bibliothek in der Hosentasche schien verwirklicht.

Der eBook-Hype

Dementsprechend kam es in den Neunzigern zu einem regelrechten Hype um das eBook. In den Medien erhielt es viel Aufmerksamkeit; die Druckindustrie dagegen blieb gelassen. Das eBook, hieß es, sei keine Gefahr für das gedruckte Buch als Kulturträger. Und sie sollte Recht behalten.

Denn tatsächlich hat sich das eBook kaum durchgesetzt. Abgesehen davon, dass der haptische Reiz eines „wirklichen“ Buches fehlt, hat das eBook auch mit dem Problem zu kämpfen, dass es häufig noch schwieriger zu lesen ist. Oft erscheint die Schrift auf den Lesegeräten nicht vor einem weißen, sondern leicht gräulichen Hintergrund, auch das Textfeld ist kleiner als bei einem herkömmlichen Buch. Außerdem fehlt noch ein einheitlicher Standard, es gibt Inkompatibilitäten zwischen Inhalten und Lesegeräten, zudem haben Verleger nicht für alle Bücher, die sie herausbringen, auch die eBook-Rechte. Abschreckend dürfte auch der Preis sein, den man bereits für das Lesegerät als Grundanschaffung zahlen muss – selbst die günstigsten Geräte gibt es erst ab 37 Euro, bessere Modelle kosten nicht selten 100 Euro oder mehr.

Zielgruppe 55+

All das führt dazu, dass das eBook sich bei weitem nicht so gut verkauft, wie anfangs von vielen erwartet. Zwar stieg die Zahl der verkauften Inhalte zwischenzeitlich exponentiell an – allein von 2010 auf 2011 waren es über 70 Prozent –, aber sie machen immer noch nicht viel mehr als ein Prozent des Gesamtumsatzes im Buchhandel aus. Die meisten der verkauften Texte sind wissenschaftliche Inhalte, auch Bibliotheken gehören zu den Nutzern, beispielsweise die UB Heidelberg. Die meisten Buchhandlungen haben inzwischen eBooks im Angebot und werben auch damit. So erklärt die Buchhandlung Lehmanns, sie beliefere auch Bibliotheken und habe dafür spezielles Personal. Der private Verkauf dagegen hält sich eher in Grenzen, vor allem bei Romanen – darüber kann auch der neueste Erfolg nicht hinwegtäuschen. Menschen, die ein eBook lesen, sind nach wie vor ein eher seltener Anblick. „Wenige Kunden sind bereit, vom gedruckten auf das digitale Buch umzusteigen“, erklärt die Buchhandlung Schmitt am Heidelberger Hauptbahnhof. Hauptsächlich die über 55-Jährigen sind laut ihrer Angabe die Kunden, in erster Linie Senioren und Lehrer. Ausgerechnet die junge Generation wird nicht erreicht.

Letztlich war es nicht das eBook, das den Buchmarkt revolutioniert hat, sondern Online-Shops wie Amazon. Sie bescherten dem von manchem schon totgesagten gedruckten Buch nie gekannte Auflagen. Das eBook dagegen bleibt selbst im „digitalen Zeitalter“ ein Nischenprodukt. **(mab)**

Eine Dystopie von heute

Zwischen Orwell, Disney und de Sade – „Der ParK“

Kirmes, Kindergarten, Konzentrationslager: Was passiert, wenn man all dies zu einem Vergnügungspark kombiniert?

Diese Frage stellt sich Bruce Bégout in seiner philosophischen Erzählung „Der ParK“. Der russische Millionär Kalt hat auf einer Insel bei Borneo seine Idee der ultimativen Eingrenzung realisiert und damit weltweit Aufmerksamkeit erregt. In ParK verschmelzen die verschiedensten Attraktionen: Auserwählte dürfen Gefangene foltern, Bürokraten im Bestiarium beobachten und sich von wilden Tieren fressen lassen.

Angelegt ist die Erzählung als Reisebericht von einem der nur 100 Besucher pro Tag. Der Erzähler präsentiert ParK in all seinen Facetten und streut gelegentlich Hintergrundinformation zum Park selbst sowie zu seinen Erbauern und Bewunderern ein. Der Architekt, ein Exzentriker mit dem Namen Licht, avanciert bald zu einer Art Hauptfigur; anhand seiner Vorstellungen werden viele Phänomene dieses fiktiven Ortes erklärt. Spannend wird es, wenn der Beobachter anfängt zu interpretieren und aus der Beschaffenheit der Metropole philosophische Schlüsse zu ziehen. Die Erzählung wirft Fragen über die Natur des Menschen und die des Parks auf, ohne sie zu beantworten. Einen richtigen Plot gibt es nicht, das Buch schließt mit dem Ende des Besuchs des Erzählers. Doch für ein solches Gedankenexperiment ist auch keine Handlung erforderlich.

„Der ParK“ ist nicht so offenkundig wie die „Schöne neue Welt“ oder Houellebecqs „Die Möglichkeit einer Insel“. Vielmehr erweckt der Kurzroman im Leser den Eindruck einer schleichenden und subtil verstörenden Entwicklung der heutigen Auffassung von Unterhaltung hin zu einer Gesellschaft, die in Zukunft von einer grotesken Sensationsgier bestimmt sein könnte. **(pfi)**

Bruce Bégout: „Der ParK“
diaphanes-Verlag
176 Seiten, 10 Euro

eGitt!

Ein Kommentar von Tim Sommer

Machen wir uns nichts vor: Das eBook wird früher oder später das gedruckte Buch ablösen. Wenn der Absatz bis jetzt noch hinter den Erwartungen zurückbleibt, dann liegt das lediglich daran, dass seine Konsumrhetorik bislang noch nicht für einen Kundenkreis attraktiv ist, der ihr noch eher kritisch gegenübersteht. Ist diese letzte Gewohnheitsbarriere erst einmal von den Verheißungen der eBook-Industrie totgeworben, wird das gedruckte Buch, und mit ihm unsere Lesegewohnheiten, bald der Vergangenheit angehören.
Auf dem iPad gleichzeitig Ibsen und Emails lesen, sich auf dem Smartphone mit Doderer und Doodle Jump die Zeit vertreiben – das ist die Zukunft, die uns die Apologeten des digitalen Buches schmackhaft machen wollen. Das eBook markiert den Angriff auf die letzte Bastion, die wir dem Diktat des Multi-Tasking noch entgegenstellen können.
Mit dem gedruckten Buch verlieren wir nicht nur seine so oft beschworene „Haptik“, sondern vor allem seine Gedächtnisfunktion. Gedruckte Bücher sind gelebte und gelesene Materie, die uns mit Kaffeeflecken und Eselsohren an unsere eigene Vergangenheit und Vergänglichkeit erinnert. Das eBook mit seiner All-You-Can-Read-Mentalität hingegen ist immateriell, ohne Gedächtnis – es mechanisiert und uniformisiert nicht nur seine Inhalte, sondern auch seine Leser. Dort, wo man Bücher digitalisiert, digitalisiert man am Ende auch Menschen.

IHR SPEZIALIST FÜR TINTE, TONER UND PAPIER
HCS DRUCKERZUBEHÖR + TINTENTANKSTELLE
Seit August 2011
Poststraße 4
69115 Heidelberg
gegenüber Carreé/Taxistand
ehemals Horn Citystore im Carreé
Öffnungszeiten:
Mo-Mi 10:00 - 19:00 Uhr
Do+Fr 10:00 - 19:30 Uhr
Sa 10:00 - 17:30 Uhr
www.hcs-heidelberg.de
Telefon: 06221/453417
Wir freuen uns auf Ihren Besuch - Susanne und Karl Schoch mit Team

Kurse zum
LATINUM + GRAECUM
während der Semesterferien und semesterbegleitend
* für Anfänger und Fortgeschrittene
* soziale Beiträge + Lernmittelfreiheit
* kleine Arbeitsgruppen
* erfahrene Dozenten
HEIDELBERGER PÄDAGOGIUM
69120 Heidelberg, Schröderstr. 22a, Tel.: 45 68-0, Fax: 45 68-19
www.heidelberger-paedagogium.de

Bären-Treff®
Der Fruchtgummi-Laden
Heidelberg • Hauptstr. 144
Tel. u. Fax 06221/164209
Neu! Saure Pommes 500g 3,30€
www.baeren-treff.de heidelberg@baeren-treff.de

Orange jetzt schwarz

Kultkneipe in der Altstadt ausgebrannt / Wiedereröffnung im August

In der Nacht zum 30. Juni hat ein Brand das Inventar der Altstadtkneipe „Orange“ zerstört. Verletzt wurde niemand, der Schaden beläuft sich auf mindestens 20 000 Euro. Die Kneipe bleibt vorübergehend geschlossen, ab Mitte August soll aber wieder normaler Betrieb möglich sein.

Grölende Kneipengänger sind den Altstadtbewohnern seit jeher ein Dorn im Auge. Am vergangenen Sonntag dürften die Nachbarn des Café „Orange“ jedoch dankbar gewesen sein: Erst das laute Rufen eines heimkehrenden Partygastes hat in den frühen Morgenstunden des 30. Juni auf den Brand in der Ingrimstraße aufmerksam gemacht. Der Feuerwehr gelang es schnell, den Brand unter Kontrolle zu bringen – die Zerstörung des Inventars im „Orange“ konnte sie aber nicht mehr verhindern.

Die Ursache war schnell gefunden: Ein Kabelbrand hatte gegen 5.00 Uhr das Feuer ausgelöst. Trotz großen Schadens ging der Brand glimpflich aus. Die fünf Mieter der über der Bar gelegenen Wohnung konnten das Gebäude rechtzeitig verlassen, die Feuerwehr eine Ausbreitung des Brandes verhindern. Nach anfänglichen Schätzungen beläuft sich der Schaden auf rund 20 000 Euro. Die Kneipenbesitzer gehen allerdings mindestens von der doppelten Summe aus.

Dennoch habe man „Glück im Unglück gehabt“: den Schaden übernimmt die Versicherung. Besonders beeindruckt hat die Betreiber jedoch die Reaktionen ihrer Kundschaft. Kurz nach Bekanntwerden des Unglücks kam ihnen eine Welle der Solidarität entgegen. Die Freunde des „Orange“ haben großzügige Hilfe angeboten, die Kneipier Usama „atemberaubend“ findet.

Die Eckkneipe war bei Studenten sehr beliebt.

Die Spuren des Brandes im „Orange“ sind noch sichtbar. Doch die Handwerker sind schon an der Arbeit.

So wird am 27. Juli ein Benefizabend stattfinden. Unter dem Motto „Orange unterwegs“ lädt das TiKK-Theater im Karlstorbahnhof zu einer „gastronomisch-kulturellen Abendunterhaltung“ ein, die den Betreibern des Orange zugute kommen soll.

Die breite Unterstützung macht deutlich, welcher Beliebtheit sich das „Orange“ erfreut. Die Stammgäste schätzen die gemütliche Eckkneipe, hier treffen sich Studenten und Kreative, die Bar gilt als hip. Entsprechend löste die Nachricht vom Brandschaden in jenen Kreisen einen Schock aus. Man fürchtete, die Heidelberger Kneipenszene würde um eines ihrer stilechtesten Exemplare ärmer. Wie sich bald herausstellte, steht das Ende des „Orange“ jedoch nicht zu befürchten. Inzwischen sind die Handwerker an der Arbeit: Das zerstörte Inventar ist bereits entsorgt, die Räume werden derzeit gesäubert, die Brandspuren beseitigt. Schon im August soll wieder ein normaler Kneipenbetrieb möglich sein. Die Besitzer sind froh, dass alles glimpflich ausgegangen ist und zeigen sich optimistisch: „Die Orange-Ära geht weiter.“ **(kgr)**

Raub oder Recht?

Podiumsdiskussion zum Urheberrecht

Die Grüne Hochschulgruppe und der AK Digitale Gesellschaft von B‘90 / Grünen haben zusammen eine Podiumsdiskussion zum Thema Download-Kultur: Raub oder Recht? organisiert. Die Teilnehmer der Diskussion waren der Verleger Manfred Metzner, der netzpolitische Sprecher der Grünen Bundestagsfraktion Konstantin von Notz und der Tatortautor Jochen Greve.

Alle drei waren der Meinung, dass das Urheberrecht reformiert werden müsse, waren sich aber uneinig in welcher Art und Weise. Metzner kritisierte, dass die Politik die Urheberrechtsfrage „völlig verpennt“ hätte und dass das Internet nicht „vom Himmel gefallen“ sei. Greve bemängelte, dass aus Angst Wähler abzuschrecken, sich keine Partei mehr traue eine klare Position zu Urheberrechtsfragen zu beziehen. Von Notz entgegnete dem jedoch, dass die Grünen mit der Kulturflatrate eine konstruktive und verfassungskonforme Alternative anböten. Alle anderen Parteien hätten seiner Meinung nach keine realistischen Konzepte entwickelt.

Zum illegalen Herunterladen von Musik hatten von Notz und Metzner sehr gegensätzliche Meinungen. Metzner behauptete, dass der Internetnutzer ein Unrechtsbewusstsein entwickeln und auch dementsprechend bestraft werden müsse.

Von Notz hingegen war der Ansicht, dass Abmahnungen nichts ändern würden und abgeschafft werden müssten. Es sei unverhältnismäßig, dass für wenige Downloads sofort eine Strafe von über 1 000 Euro verhängt würde. Auch seien junge Menschen in der heutigen Zeit jeden Tag mit dem Problem der Urheberrechtsverletzung konfrontiert und es müssten eindeutigen Linien gezogen werden, um klarzustellen, was erlaubt sei und was nicht.

Nur nach einem Anstoß aus dem Publikum wurde das Streamen von amerikanischen Serien diskutiert, allerdings konnte keiner der Drei für dieses Problem eine Lösung anbieten. Greve sieht die Ursache im amerikanischen Urheberrecht. Von Notz kritisierte jedoch vor allem das internationale Urheberrecht, das zu langsam auf die globalisierte Welt reagiere. Man bräuchte eine Vereinfachung des internationalen Rechts um amerikanische Serien dem Deutschen Zuschauer besser zugänglich zu machen. „Also das Gegenteil von ACTA“, so der Parlamentarier.

Einig waren sich alle, dass eine Idee alleine nicht geschützt werden könne, da sonst kein Austausch und keine Entwicklung in der Gesellschaft stattfänden und man schlussendlich zu einem Stillstand gelange. Auch wurde die Rolle der GEZ Gebühren und die Qualität von den öffentlich-rechtlichen Sendern diskutiert, jedoch ohne einen gemeinsamen Nenner zu finden.

In ihren Schlussworten begrüßten alle Drei die teils auch durch die Piratenpartei ins Leben gerufene Debatte, die nach von Notz‘ Meinung „in letzter Zeit problemlösungsorientierter und realistischer“ geworden sei.

Metzner hob die für ihn wichtige Bedeutung des Kulturbegriffes und dessen Definition hervor. Greve stimmte mit dem überein, betonte aber, dass er oft von der Kulturfeindlichkeit der Deutschen schockiert sei. Häufig werde nicht ausreichend akzeptiert, dass es für Urheber möglich sein müsse, mit ihren Werken auch Geld zu verdienen. **(jam)**

„Keine Hilfe ohne Leistung“

Wie Dirk Niebel Entwicklung mit Wirtschaft verknüpft

Einst wollte der Minister für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung sein Amt abschaffen. Nun erfindet er es neu.

„Moderne Entwicklungszusammenarbeit ist mehr als wohltätige Hilfe für die Armen. Sie fördert die Selbsthilfe und trägt dazu bei, dass Menschen sich aus eigener Kraft aus der Armut befreien können.“ Klingt nobel. Deswegen muss Hilfe zur Selbsthilfe aber nicht selbstlos sein. Das würde nicht ins Konzept passen. Denn auch bei Entwicklungshilfe gilt: „Zahlung gegen Leistung“. Was man dabei unter „Leistung“ versteht, legen die Geldgeber fest.

Das zeigt die Kontroverse um die Yasuní-ITT-Initative der ecuadorianischen Regierung. Zum Erhalt eines der artenreichsten Gebiete des Amazonasregenwalds hat Ecuador der Weltgemeinschaft ein Angebot gemacht. Er möchte die Ölvorkommen im Yasuní-Nationalpark unter der Erde belassen. Als Ausgleich verlangt die Regierung jedoch einen solidarischen Beitrag. Der sollte mindestens 50 Prozent des entgangenen Gewinns, also 7 Milliarden Euro, ausmachen. Das Geld möchte Ecuador in erneuerbare Energien oder Bildung investieren, Dinge die eine nachhaltige Entwicklung ermöglichen.

Die Yasuní-ITT-Initiative kann von Ländern, aber auch von einzelnen Städten und Gemeinden unterstützt werden. Daher setzte sich der BUND Heidelberg dafür ein, dass die Grünen und die Bunte Linke im März 2012 einen Tagesordnungspunkt im Gemeinderat beantragten, bei dem eine Resolution zugunsten der Yasuní-ITT-Initiative behandelt werden sollte. Der Tagesordnungspunkt wurde jedoch von Oberbürgermeister Würzner nicht angenommen.

Im Vorfeld der Entscheidung erhielt jeder Heidelberger Stadtrat einen persönlichen Brief des Bundesentwicklungsministers. Denn Niebel findet eine Beteiligung an der innovativen Initiative Ecuadors unsinnig. Schließlich sei „unterlassene Ölförderung“ keine „Leistung“. Sinnvoller sei ihm zufolge Waldschutz in Form von Emissioneinsparungen nach dem REDD-Modell. Inzwischen hat sich die Bundesregierung dazu durchgerungen, 34,5 Millionen Euro an Ecuador zu zahlen, die allerdings nicht für den Yasuní-Fond gedacht sind.

Bei anderen Ländern zeigt sich Deutschland weitaus kooperativer, obwohl sie weniger innovative Ziele verfolgen. Ende Juni bekam beispielsweise Paraguay für die Entwicklungszusammenarbeit 8,75 Millionen Euro von Deutschland zugesprochen. In Paraguay fand am 22. Juni ein überraschender Regierungswechsel statt. Zuvor hatten Landlose ein kürzlich von der Regierung Paraguays veräußertes Territorium besetzt. Als private Sicherheitsdienste begannen, das Gelände zu räumen, kam es zu gewaltsamen Auseinandersetzungen. Darauf leitete der paraguayische Senat gegen den Präsidenten Fernando Lugo ein Amtsenthebungsverfahren ein. Lateinamerikas Regierungen sprechen von einem „kalten Putsch“ und erkennen den neuen Mann an der Spitze Paraguays nicht als rechtmäßig an. Niebel hält den Regierungswechsel nicht für verfassungswidrig und hatte keine Bedenken, Federico Franco als ersten internationalen Vertreter im Amt zu begrüßen.

Francos Partei nennt sich die Authentische Radikal Liberale Partei (PLRA). Sie ist Mitglied der Liberalen Internationalen, dem Weltverband der liberalen Parteien, und gehört dem Lateinamerika-Netzwerk „Relial“ der FDP-nahen Friedrich-Naumann-Stiftung an. Die FDP tritt bekanntlich für „grüne Gentechnik“ ein, besonders in der Landwirtschaft. Fast die gesamte Sojaernte Paraguays besteht aus genmanipulierten Samen, der Anbau von Gen-Baumwolle soll zukünftig ausgebaut werden. **(kaz)**

Großes Kino auf leerer Leinwand

Ankara ist auf der Suche nach der eigenen Identität

Unter den vielen sehenswerten Orten in der Türkei ist Ankara sicher kein Kronjuwel und wohl die einzige Hauptstadt mit einer (gefühlt) niedrigeren Touristenquote als Ulan Bator. Was also tun, wenn es einen hierhin verschlägt? Augen zu und durch? Auf keinen Fall!

Von Magdalena Kirchner aus Ankara (Türkei)

Wie Brasilia oder Canberra ist auch Ankara eine Hauptstadt, wegen der man im Reisequiz oft noch mal von vorne anfangen muss. Seit 89 Jahren ist sie offizieller Nabel Anatoliens und meinem 800 Seiten dicken Türkei-Reiseführer trotzdem nur vier Seiten wert.

Als ich Freunden von meinem dreimonatigen Forschungsaufenthalt hier erzählte, war „das schönste an Ankara ist das Kino" noch die netteste Reaktion. Ihrem Ruf als deutschste Stadt der Türkei, in der für Orientphantasien noch weniger Platz ist als für nichtangemeldete Demonstrationen, wird sie auf jeden Fall gerecht. Ihr fehlt der Glanz von Istanbul, die Leichtigkeit von Antalya, die Wildheit des Südostens, die Melancholie der Schwarzmeerküste – sie hat weder ein berühmtes Fußballteam noch ist sie Schauplatz einer Herzschmerz-Vorabendserie. Nein, die Türkei und Ankara, das war sicher keine Liebesheirat. Nachdem Staatsgründer Mustafa Kemal Atatürk die junge Republik, unter anderem durch die Verlegung der Hauptstadt, nach innen und außen gefestigt hatte, zog sogar er selbst wieder an den Bosporus. Ob er wirklich hier begraben werden wollte? Glück für Ankara: Das das Mausoleum stellt wenigstens eine Touristenattraktion dar.

Und doch verkörpert die Stadt, die nicht mal einen eigenen Kebap hat, die gesellschaftliche und politische Entwicklung der modernen Türkei, deren Einwohnerzahl sich seit 1970 (ungefähr 30 Millionen) mehr als verdoppelt hat, wie keine zweite. Lediglich 30 000 Menschen lebten 1923 in Ankara, einem verschlafenen Nest, das selbst für die nahe gelegene Seidenstraße zu abgelegen war. Bei mittlerweile 4,5 Millionen Einwohnern haben die Stadtplaner irgendwann aufgegeben und so beginnt knapp außerhalb des Zentrums ein riesiges gece kondu (eine quasi über Nacht gebaute semi-legale Siedlung), mit Buslinien ohne Haltestellen und über unfertigen Metrostationen einstürzenden Schnellstraßen.

Ankara selbst mag zwar grau und eintönig sein, doch ihre improvisationsfreudigen Bewohner, die aus allen Landesteilen, aus dem Kaukasus und vom Balkan hierherkamen, verleihen der Stadt eine nahezu unverhoffte kulturelle Vielfalt. Eine zweite Mini-Türkei ist die Yüksel Straße im Stadtzentrum. Hier tummelt sich alles, was an außerparlamentarischer Opposition zu finden ist: Frauen, die gegen ein geplantes Abtreibungsverbot demonstrieren, aber auch Schüler, die eine bessere staatliche Bildung fordern.

An einer anderen Straßenecke sammeln Gewerkschaftler, Tier- und Umweltschützer Unterschriften neben einer Mahnwache für die zivilen Opfer eines Militärschlags gegen die PKK. Was dem ganzen eine gewisse Tragikomik verleiht ist die Tatsache, dass sich diese Szene auf etwa 20 Quadratmetern abspielt, denn die schmale Straße ist zugleich auch noch Shopping- und Restaurantmeile. Nur 100 Meter entfernt gibt es zwar einen weiträumigen Platz, der ist aber zurzeit mit einer Dinosaurierausstellung anlässlich des Shoppingfests belegt und ohnehin für Demonstrationen gesperrt. Ankara verkörpert eben auch die lange Aufgabenliste der Regierung – die vielen außenpolitischen Projekte noch gar nicht eingerechnet – ebenso wie das neue Selbstbewusstsein einer jungen Gesellschaft im wirtschaftlichen und politischen Aufschwung, in der Interessenpluralismus zwar vorhanden, jedoch nicht immer erwünscht ist. Genau das macht Ankara zur perfekten Hauptstadt für die Türkei, denn sie ist kurz gesagt genau so wie das Land selbst: Auf der Suche nach der eigenen Identität noch längst nicht angekommen – aber immerhin schon mal losgefahren.

Foto: Magdalena Kirchner

Wachablösung am Friedensturm, nahe des Atatürk Mausoleums.

Die Spirale der Gewalt durchbrechen

Die Amy-Biehl-Stiftung holt südafrikanische Kinder und Jugendliche von der Straße

In Kapstadt kommen Freiwillige aus aller Welt zusammen, um den Kindern vor Ort zu helfen. Die Amy-Biehl-Stiftung in Südafrika versucht der Jugendkriminalität in den Townships vorzubeugen: Programme in den Bereichen Sport, Musik und Kunst sollen Kinder von der Straße holen.

Von Eileen Passlack aus Kapstadt (Südafrika)

Es geschah am 25. August 1993 in Gugulethu, einer Township außerhalb Kapstadts. In diesen Wohnsiedlungen leben nur Schwarze und Inder – keine Weißen. Es sind Ghettos. Die 26-jährige Amy Biehl steigt in Kapstadt nach einem langen Arbeitstag in ihren Wagen, um drei Kollegen nach Gugulethu zu fahren. Sie lebt zu diesem Zeitpunkt bereits seit zehn Monaten in Südafrika und fühlt sich willkommen in einem Land des Aufruhrs.

Nach ihrem Abschluss an der US-Universität Stanford brachte sie ein Stipendium ans Kap. Sie arbeitet an einem Wählerregistrierungsverfahren für die ersten freien Wahlen des Landes nach dem Ende der Apartheid – der gesetzlich festgeschriebenen Rassentrennung. Danach will sie zurück in die USA um dort ihre akademische Laufbahn fortzusetzen.

In Gugulethu angekommen fliegen plötzlich die ersten Steine auf ihr Auto. Dutzende junger Männer umzingeln Amys Wagen und stoppen ihn. Die Meute skandiert „one settler, one bullet!", zerrt die junge Frau aus dem Auto und schleift sie in ihre Mitte. Amy versucht zu entkommen. Da trifft sie ein Backstein am Kopf. Amy geht zu Boden. Jemand zückt ein Messer und rammt es durch ihre Brust. „Sie ist eine Kameradin, eine Freundin des schwarzen Südafrikas. Sie kämpft für uns!", schreien ihre Mitfahrer und versuchen den Lynchmob zu bändigen. Doch ihre Rufe verhallen. Immer mehr Steine prallen auf den Körper der jungen Frau. Als endlich die Polizei eintrifft, ist es zu spät. In der naheliegenden Polizeistation erliegt Amy ihren Verletzungen.

Foto: Eileen Passlack

Die Amy Biehl Stiftung in Kapstadt kümmert sich um Kinder und Jugendliche.

Die Täter konnten nicht wissen, dass Amy mehr war als ein Ventil für ihre Aggressionen auf die weiße Minderheit, die sie jahrzehntelang unterdrückt hatte. Amy Biehl war ihre Verbündete. Vier Männer wurden zu 18 Jahren Haft verurteilt. Die Verurteilten durften jedoch vor die südafrikanische „Truth and Reconciliation Commission" treten. Diese von Präsident Nelson Mandela errichtete Ermittlungsbehörde, hatte die Aufgabe Apartheidsverbrechen zu untersuchen. „Ich glaubte daran, dass wir unser Land zurück bekämen, wenn man eine weiße Person tötet", sagte Easy Nofemela, einer der Verurteilten bei der Anhörung 1997. Dennoch geschah etwas Unerwartetes. Amys Eltern Linda und Peter Biehl, die an einer Anhörung teilgenommen hatten, reichten den Mördern ihrer Tochter die Hände und bewegten den Richter dazu die Täter freizulassen. In einem Interview öffnete sich Linda Biehl. „Ich war mir nicht sicher, was ich von diesen Männern halten sollte, bis ich dazu in der Lage war, mich an den Ort des Geschehens zu begeben." Biehl könne nun verstehen, dass Jugendliche unter solchen Umständen aufgebracht seien und zur Gewalt greifen.

Um das Wirken ihrer Tochter zu vollenden, gründeten die Biehls im selben Jahr die Amy-Biehl-Stiftung, die sich für Gewaltprävention einsetzt. Mit After-School-Care Programmen werden heute fast 2000 Kinder und Jugendliche aus Townships von der Straße geholt, sowie ihre Talente und Kreativität gefördert. Das Angebot reicht von Tanz, Musik, Sport, Leseprogrammen über die Vermittlung von Umweltbewusstsein bis zur AIDS-Aufklärung.

Als Linda Biehl vor drei Wochen das Büro in Kapstadt besuchte, berichtet sie von ihren Zukunftsplänen. Die Stiftung soll expandieren. Es soll Programme für ehemalige Häftlinge geben, um diese wieder in die Gesellschaft zu integrieren. Woher schöpft diese Mutter, die ihre Tochter unter solch dramatischen Umständen verlor – und vor einigen Jahren auch noch ihren Ehemann – nur diese Energie? Ich erinnerte mich an die letzten Wochen, die ich in der Grundschule in der Township New Crossroads verbracht hatte. Ich erinnerte mich an die engagierten Betreuer, die für die Straßenkinder da sind und die Koordinatoren, die den Kindern dabei helfen, die richtigen Programme auszuwählen.

Vor allem erinnerte ich mich an meinen ersten Tag in der Schule. Zusammen mit den anderen Freiwilligen fuhr ich in die Townships. Wir passierten ein Meer aus Wellblechhütten, Rudeln von Straßenhunden, etliche Grillplätze und Friseursalons. Plötzlich fuhren wir an einer Gruppe Mädchen vorbei, die auf der Straße eine Art Gummitwist spielten. Sie benutzten dazu viele kleine Schnüre, die sie zusammengeknotet hatten. Weit und breit war keine kleine blonde Fee zu sehen, die in einem zarten rosa die Spielsachen ziert.

Doch ehe ich mir weitere Gedanken über die Spielgewohnheiten deutscher Kinder machen konnte, fand ich mich inmitten einer Menge Kindergartenkinder wieder. Sie sangen lautstark die südafrikanische Nationalhymne, um uns willkommen zu heißen. Mit so einer Begrüßung hatte ich nicht gerechnet. Dieser Moment, beantwortet die Frage nach Linda Biehls Ambitionen: Es reicht ein einziger Augenblick mit diesen Kindern.

Chancenlos in Spanien

Selbststudium und Auswandern als verbleibende Optionen

Die Jugendarbeitslosigkeit in Spanien steigt, fast die Hälfte aller unter 25-Jährigen findet keine Arbeit. Wer einen Job hat, muss häufig mit weniger als 1000 Euro auskommen. Oft scheint der Weg ins Ausland die einzige Lösung – eine problematische Entwicklung für das Land.

Von Marius Berger aus Madrid (Spanien)

Miguel ist 35, sein Betriebswirtschaftsstudium hat er bereits vor Jahren abgeschlossen, dennoch sitzt er neuerdings unter der Woche jeden Tag von 16:00 bis 22:00 Uhr in der Vorlesung und paukt an Wochenenden für Prüfungen. Sieben Jahre lang arbeitete Miguel bei einer spanischen Genossenschaftsbank als Verkäufer für Rentenversicherungen, bis die Krise kam. Seit gut einem Jahr ist Miguel ohne bezahlte Arbeit und lediglich vormittags als unbezahlter Praktikant in einem Unternehmen beschäftigt. Zunächst versuchte er es bei anderen Banken doch durch die Krise des spanischen Finanzsektors sind die Aussichten auf Beschäftigung schlecht und so blieb seine Suche nach bezahlter Arbeit erfolglos. Jetzt versucht es Miguel mit einem Vertiefungsstudium an einer Privatuniversität in Madrid. Zehntausend Euro im Jahr muss er dafür bezahlen. Auf die Frage, ob er glaube, dass sich diese Investition bezahlt mache, antwortet er: „Ich habe das so verstanden: Mit mehr Bildung hat man bessere Chancen eingestellt zu werden“. Besonders überzeugt wirkt er dabei allerdings nicht.

Das Schicksal von Miguel kenne ich persönlich, doch er ist nicht der einzige dem es so ergeht. Seit der Krise steigen die Arbeitslosenzahlen des Landes kontinuierlich an, besonders betroffen sind Jugendliche. Fast die Hälfte der unter 25-Jährigen in Spanien sind arbeitslos, was vor allem auf die hohe Zahl der Schulabbrüche zurückgeführt wird. Annähernd ein Drittel der Jugendlichen bleibt ohne weiterführenden Schulabschluss und ist damit schwer in den Arbeitsmarkt zu integrieren.

Doch auch Universitätsabsolventen haben es nicht leicht einen passenden Job zu finden, wie das Beispiel von Miguel zeigt. Viele sehen daher nur einen Ausweg: weggehen ins Ausland. Deutschland gilt bei jungen Spaniern als Arbeitsparadies, von vielen hört man, dass sie nun Deutsch lernen wollen, weil es in ihrem Land keine Perspektive für sie gibt. Wirklich ernst meinen es wahrscheinlich die wenigsten, denn Deutschland gilt vielen als unattraktiv. Nicht nur das Wetter sei zu kalt, auch die Leute seien es. Andere Länder wie England und die Niederlande kommen schon eher in Frage. Die Sprache stellt für viele jedoch ein großes Hindernis dar, denn selbst an fundierten Englischkenntnissen mangelt es den meisten. Die Regierung hat das Problem zwar erkannt und holt seit einigen Jahren englische Muttersprachler nach Spanien, die in sogenannten Centros Bilingües helfen sollen das Niveau des Sprachunterrichts an den Schulen zu verbessern. Den Studenten hilft dies jedoch nicht. Wer sich keine privaten Sprachkurse leisten kann, und keine Zeit für das Selbststudium hat, wird es schwer haben schnell im Ausland Fuß zu fassen.

Foto: Marius Berger

Ein besetztes Gebäude des Großkonzerns Telefonica.

Auswandern ist nicht die beste Lösung

Selbst wenn es für viele spanische Universitätsabsolventen angesichts der unsicheren Lage in ihrem Land eine Alternative ist auszuwandern, bleibt die Frage, ob dies eine wünschenswerte Entwicklung ist. Schließlich bedeutet der Verlust von leistungsfähigen Fachkräften, dass die langfristige Wettbewerbsfähigkeit des Landes abnimmt und es somit für das Land schwieriger wird den Anschluss an Europa zu behalten. Angesichts der Situation an den Märkten, der spanischen Bankenkrise und der harten Sparmaßnahmen der spanischen Regierung, ist es vermutlich nur eine Frage der Zeit bis die wirtschaftliche Lage für junge Spanier nicht mehr tragbar ist und sie tatsächlich das Land verlassen müssen.

Wenn Deutschland daran interessiert ist, spanische und andere ausländische Fachkräfte für sich zu gewinnen, wird es sein Image im Ausland aufbessern müssen. Schlussendlich sind es nicht nur wirtschaftliche Anreize die ein Land als Auswanderungsziel bestimmen, sondern auch kulturelle. Wer im Land bleibt und es geschafft hat einen Job zu finden, der arbeitet oft in prekären Beschäftigungsverhältnissen und muss mit einem Gehalt von 800 bis 1000 Euro pro Monat auskommen. Die sehr hohen Mieten, die leicht mit denen deutscher Großstädte mithalten können und das während der Boomjahre stark gestiegene Preisniveau bedeuten für viele Spanier, dass sie sich nicht von zu Hause lösen können. Viele hat es wegen der Krise zu ihren Eltern zurückgezogen. Alberto, mein Nachbar, der mit seiner Mutter im Zentrum von Madrid wohnt, blickt dennoch positiv in die Zukunft. Der 23-Jährige Student der Medien- und Kommunikationswissenschaften hat gerade die Zusage für ein Praktikum bei einem großen spanischen Fernsehsender erhalten. Er sagt, was das Land braucht sind junge, dynamische Leute, die sich schnell an die wandelnden Anforderungen der Zeit anpassen. Die Lehre an der Universität, erzählt er, könne dabei oft nicht mithalten. Deswegen erarbeitet sich Alberto gemeinsam mit Freunden im Selbststudium das von der Branche geforderte Fachwissen. Sein Wunsch ist es, einmal Auslandsdokumentationen zu drehen. Dafür nimmt er auch schlechte Bezahlung und Überstunden in Kauf.

Auch Miguel wohnt nun wieder bei seinen Eltern. Ein Jahr bleibt ihm noch bis er sein weiterführendes Studium abgeschlossen hat, was danach kommt, weiß er noch nicht. Er hofft, dass sich die Situation bis dorthin etwas gebessert hat, vielleicht hat er Glück und findet mit seinem neuen Abschluss doch noch eine bezahlte Beschäftigung. Wenn nicht, dann wird für ihn wohl nur der Weg ins Ausland bleiben. Den Englischkurs besucht er bereits.

Foto: Marius Berger

Perspektivlosigkeit bestimmt den Alltag vieler Spanier.

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studierendenzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der *ruprecht* versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr im Zentralen Fachschaftenbüro in der Albert-Ueberle-Straße 3-5. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e.V.
V.i.S.d.P.: Ziad-Emanuel Farag
Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3-5, 69120 Heidelberg
Telefon: 06221 / 18 71 310 - 0
E-Mail: post@ruprecht.de
Der ruprecht im Internet: www.ruprecht.de

Redaktion: Annika Kasties (aks), Anna Wüst (amw), Christoph Straub (cjs), Corinna Lenz (col), Hannes Munzinger (hcm), Isabella Freilinger (iso), Antonia Felber (fel), Anne-Kathrin Glaser (kaz), Kai Gräf (kgr), Michael Abschlag (mab), Michael Graupner (mgr), Margarete Over (mov), Philipp Fischer (pfi), Philine Steeb (phs), Simone Mölbert (smo), Sandra Zimmermann (szi), Thomas Leurs (tle), Xiaolei Mu (xmu), Ziad-Emanuel Farag (zef)
Korrespondent: Eileen Passlack (epa)
Freie Mitarbeiter: Piet van Risenbeck (abc), Jasmin Miah (jam), Jan Dambach (jdb), Manon Lorenz (mlo), Paul Eckartz (pme), Tim Sommer (tso)

Redaktionsschluss für die Ausgabe 140: Oktober 2012

Personals

zef: Was heißt eigentlich „feuilletonistisch aufarbeiten“? / **mgr:** Schreib irgendeinen Scheiß.
aks: Ist das ein Schusterjunge oder ein Hurensohn?
szi: Wir ham ne E-Mail von Allah bekommen! Und er bittet um eine Empfangsbestätigung!
aks: Ich will einen Luftballon einatmen!
cjs: Ich will nach Berlin. / **szi:** Du kannst ein Weltweit schreiben!
col: Wo ist eigentlich mein Handy? / Fünf Minuten später. **col:** aks, falls du mein blaues iPod findest...
aks: cjs, lass es sein. Scrabble macht Spaß, aber du kriegst dafür keine Punkte!
szi: Schreibt man dich mit einem m oder mit zwei?/ **zef:** Mit einem. Ich hab nichts mit diesen Erotikfilmen zu tun.
cjs gibt zef den Heliumballon. cjs: Einfach einatmen! / **zef:** Aber das ist doch voll ungesund! / **cjs:** Ja ja!
kgr: Jetzt muss ich mich schon von dieser Österreicherin über feministische Sprache aufklären lassen!

Die Meister der Exzellenz

Die Alte Dame hat es wieder einmal geschafft. Die älteste Universität ist auch gleichzeitig die beste. Anlässlich dieses Triumphes hat der ruprecht die Universitäts-Archive geplündert. Dabei sind wir auf die drei größten Meisterwerke seit Anno Eitels gestoßen. Wir geben einen exklusiven Vorgeschmack auf die Sonderausstellung „Die Meister der Exzellenz“.

Das Gemälde stellt den Siegeszug Eitels mit seinem Gefolge dar. Über die Leichen Freiburgs und Karlsruhes schreiten der Rektor und sein Bürgermeister dem Goldtopf entgegen.

Neugierig, aber auch kritisch betrachten die beiden Engel die Übergabe der Exzellenz. Die Sixtinische Annette überreicht dem demütigen Bernhard das Cluster Jesus in Zeiten des Atheismus. Theresia Magdalena Bauer bestaunt das Geschehen...

Bevor ihm Spitzel Simon Brenner auf die Schliche kommt und aufdeckt, dass Eitel die Volluniversität für Drittmittel verrät, verschwendet Eitel die Gelder für die Exzellenz bei einem großen exzellenten Festmahl ohne das Mitwissen seiner 12 Jünger, die ohnehin sehr misstrauisch gegenüber diesem überraschenden Sieg sind und einen Putsch planen.

Die letzten Künstler pfi, mgr und col